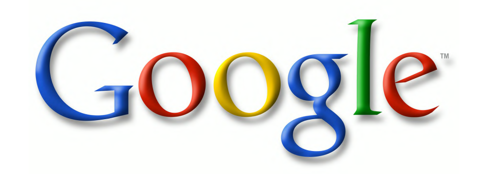
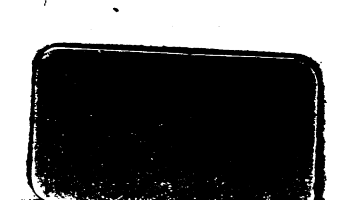





HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE



Seraphine.



Seraphine.

Roman

von

Karl Gutzkow.



Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1837.

Widmung.

— — — beiläufig: Weil Du zu denen nicht gehörst, welche vom Dichter verlangen, daß er ihnen die Motive und Contraste gleich wie Sporen in die Weichen ritzt, und Du weder Hinko noch Notre Dame de Paris liebst; so empfehl' ich Dir Seraphinen! Du weißt, wie lange sie in C — s Pulte lag, und wie viel sie in den Paßbüreaux der Censur zu leiden hatte. Sie ist zwei

Jahre alt! Ich hatte sie längst aufgegeben und erschrak fast, als ich sie wiedersah. — Da ich durch die Freiheit, die ich mir in der Wally nahm, um meine eigne kam und bei dem Geräusch, was die Unglückliche machte, wie aus einem Traume auffuhr; wußt' ich kaum, was mich so eilig trieb, Seraphine zu schreiben. Sie war zum größeren Theile vor der M—r Episode fertig. Ich hebe dies so dringend hervor, weil ich weiß, wie schüchtern diese Arbeit ist, wie farblos sogar, jedenfalls nach heutigem Geschmack wie allzuidyllisch, und weil ich doch nicht möchte, daß man sagte, es wäre die Noth gewesen, die mich beten gelehrt hätte. Ließe man doch nur Jeden seinen eigenen Weg gehen! Ist er auf einem Felsen-

vorsprung angekommen, wo er nicht mehr weiter kann als durch einen Sprung auf Leben und Tod; er wird schon wieder zurückkehren und auf andrem Wege zur grünen Matte zu gelangen suchen, nach welcher sich sein Auge sehnt! Ich habe Seraphinen aus eigenem Bedürfniß geschrieben, um wieder zu mir selbst zu kommen; nicht der äußern Gewalt der Umstände, sondern der innern Gewalt des Herzens weichend. Ich wollte beweisen, daß der in mir waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als ich dafür verrufen bin, die weibliche Seite fehlt. Objektiv etwas geleistet zu haben, darauf verzicht' ich; ich zweifle, ob Andre, die nicht so nachsichtig

sind, wie Du, den Roman mit so vielem Vergnügen lesen werden, als ich beim Schreiben empfand. Ich wünsche auch — aber man hat gut wünschen! —

Erstes Buch.

Eine Staubwolke ließ auf der Höhe der Landstraße die Ankunft eines Reisewagens signalisiren. Dies war für die kleine, offne Stadt keine Neuigkeit mehr, seitdem Madame Lardy die ländliche Abgeschiedenheit derselben zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanstalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutsche von Geburt; aber sie behauptete, eine französische Schweizerin zu seyn. Als Gouvernante hatte sie ihre Laufbahn in verschiedenen adligen Häusern begonnen, wo ihre mittelmäßige Kenntniß der französischen Sprache schon für hinreichend genommen wurde, die weibliche Jugend mit den nothwendigsten Reisepässen für das öffentliche Leben zu versehen. Dann hatte Madame Lardy eine Periode in ihrem Leben, welche etwa fünf Jahre dauerte und

ufgeklärt worden ist. Wenn sie
Schimmer der Sinumbralampe
die Schicksale ihres früheren Le-
ichtete sie an dieser Stelle immer
von der Art an, wie sie an den
ihrer Pensionärinnen so oft von
de. Sie ließ hier nämlich gleich-
en fallen, und verprudelte, wie
te, ihre eigene Lebensgeschichte.
wieder den rechten Faden gefun-
roßen Geldsummen, Protektionen
rings herum die Vollmacht der
e ihr gestattete, in der kleinen
rziehungsanstalt für Töchter ge-
zu errichten. Madame Lardy
ner im schlechtesten Französisch;
dabei, sagte sie, weniger um
als um die Conversation zu thun.
ge, wo sich die große Staub-
ndstraße sehen ließ, feierte Ma-
e, wie sie behauptete, ihren ein-
Geburtstag. Auf allen Tischen

des Zimmers prangten Geschenke, welche ihr die Dankbarkeit der Zöglinge verehrt hatte. Wo man nur hinsahe, da hatten ihr die kleinen zarten Hände etwas genäht, gestickt oder gehäkelt. An Tassen, Silbergeschirr, kupferne Theekessel, an Alles knüpften sich die Erinnerungen von herrlichen lieben Geschöpfen, die jetzt nach allen Enden der Windrose hin verheirathet waren. Man denke nur nicht, daß Madame Lardy eigennützig war! Freilich nahm sie Alles, was sie bekommen konnte, aber nur aus pädagogischer Rücksicht. „Ich habe“ sagte sie; „nur die Entwickelung der moralischen Eigenschaften meiner Zöglinge im Auge. Solche Geschenke der Liebe soll man nicht zurückweisen, weil sie ein edles und tugendhaftes Gemüth verrathen. Das kleinste Kind würde ohne Philosophie behandelt werden, wenn man das Brod verschmähte, welches es in unsern Mund steckt. Wir sollen anbeißen und uns nicht sträuben. Ein solches Kind wird nie begreifen, wie es möglich ist, daß man zu ihm sagt: „behalte nur!“ Man sieht, Ma-

dame Lardy hatte Maximen, die nahe an die Ideen Rousseaus streiften.

Jetzt rasselte der große Wagen schon in der Stadt. Die jungen Mädchen sprangen von ihren Arbeiten im Nebenzimmer auf und drängten sich an die Fenster. Madame Lardy blieb auf dem Sopha. „Es ist vielleicht Deine Mutter, Auguste; oder Deine Tante, Jenny; oder Dein Großonkel, Minna!“ Im Stillen aber dachte sie: „vielleicht bekomme ich eine neue Schülerin!“ Henriette, ein etwas altkluges Mädchen von fünfzehn Jahren bemerkte: „Sehen Sie nur, Madame Lardy, wie neugierig Alle sind!“ Aber Madame Lardy, weit entfernt in diesen Pedentismus einzustimmen, versetzte: „Ich liebe diese natürliche Empfindung der Neugier, die andere Erziehungen zu unterdrücken pflegen. Ich bin gewohnt, in den Seelen der Jugend die Rückhalte zu zerstören, jene Reste gehemmter Eigenwilligkeiten, die nur die Veranlassungen zu versteckten Charakteren sind.“ Während Madame Lardy dies sprach, rechnete sie im Stillen

nach, wohin sie das Bett des neuen Ankömmlings stellen solle, ob er ein silbernes oder goldenes Besteck mitbringen würde, wieviel sie gewinnen könnte, falls der neue Zögling die Englische Stunde mitnähme, diese Englische Stunde, für welche sich bis jetzt erst zwei ihrer Schülerinnen entschlossen hatten, und die ihr so viel Honorar kostete! Dabei saß Madame Lardy auf dem Sopha, ein Bild der Resignation, frei von allem Eigennutz, lächelnd über die Neugier der kleinen Demoisellés, die ihr Alles verriethen. Jetzt lenkt der Wagen ein, hieß es; er sucht die Hausnummer: ein Herr sitzt drin, und zwei Damen, zwei Schwestern vielleicht oder zwei Cousinen; jetzt hält er still. Ne faites pas de sottises! rief Madame Lardy, vom Sopha aufspringend, und ihre Philosophie vergessend. Prenez-vos places! Travaillez, travaillez! Silence, silence! Mon Dieu, mon Dieu! On frappe, n'est-ce-pas? Herein!

Die Besuchenden waren eine Dame, so blühend und jung, daß man in ihrer kleinen

Begleiterin schwerlich eine Tochter geahnt hätte. Der junge Herr, welcher Beide führte, konnte weder ihr Sohn, noch wie es schien ihr Bruder seyn. Sie kamen aus der Stadt, sie hatten entschiedene, abgeglättete Manieren, und sahen auf das, was sich ihnen hier darbot, mit vornehm lächelnder Theilnahme herab. Die Kleinsten unter den jungen Mädchen blieben stehen und blickten munter und ohne Scheu in das Auge des jungen Mannes; die Aelteren aber flohen in das Nebenzimmer und wurden roth über eine Verlegenheit, für welche sie selbst noch keinen Namen hatten. Dem jungen Manne schienen diese Scenen neu und merkwürdig. Er machte Miene, nach der ersten Begrüßung sich in das Nebenzimmer zu verfügen, aber ein ernster Blick der Dame, die er geführt hatte, zwang ihn an ihrer Seite zu bleiben und an dem ceremoniösen Gespräche Theil zu nehmen, welches sich schon zwischen Madame Lardy und der Gemahlin des Ministers von Magnus entsponnen hatte.

„O ich ahn' es," rief Madame Lardy aus

indem sie das kaum dreizehnjährige Kind einer schöneren Mutter umarmte, „Excellenz wollen diese engelreine Unschuld meiner Obhut anvertrauen?“

„Sie verzeihen,“ sagte Frau von Magnus; „daß ich für meine Antonie ein Herz in Anspruch nehme, welches, wenn ich mich entschließen soll, die Erziehung meiner Tochter in fremde Hand zu geben, so empfinden müßte, wie ich selbst.“

„Ich hoffe, gnädige Frau;“ erwiederte Madame Lardy, indem sie mit feinem Lächlen die Augen niederschlug; „daß Sie nicht der Zufall in mein Haus führt. Fromme Töchter, treue Gattinnen hab' ich erzogen. Was Sie hier um mich sehen, ist meine Welt. Ich bin eine alte, aber schattenreiche Ulme, an welche sich die zarten Schlingpflanzen meines Hauses aufranken. Zuletzt kenn' ich die Convenienz nicht, ich kenne nur die Tugend.“

„Erziehen Sie nach einem Systeme?“ fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr," sagte Madame Lardy, „ich habe eine Methode, aber kein System."

„Sie lesen Pestalozzi, wohl auch Rousseau?" fuhr der junge Mann fort, indem sich Frau von Magnus mit schönem, aber boshaftem Lächeln auf die Lippen biß.

„Ich las Alles," erwiederte Madame Lardy keck; „was von ausgezeichneten Denkern über die wichtigste Angelegenheit der Menschen geschrieben ist. Aber glauben Sie mir, ich bin bald von jenen abstrakten Vorschriften zurückgekommen, für welche es oft eben so sehr an den Lehrern wie an den Zöglingen selbst fehlt. Die ächte Pädagogik ist eine Naturgabe, die wie ein geheimer Aether dem Charakter des Lehrers entströmen muß. Für die Erziehung muß man geboren seyn. Glauben Sie mir, daß viel gute Menschen durch die Principien, die besten aber durch den bloßen Umgang erzogen sind."

Im Nebenzimmer lachte man. Augenscheinlich waren diese Phrasen dem Ohre der Pensio-

närinnen schon so bekannt, daß sie von ihnen immer den Eindruck einer Comödie hatten. Frau von Magnus hatte darauf im Geheimen mit Madame Lardy die Bedingungen der Aufnahme zu stipuliren. Man hörte sehr deutlich, daß von der Englischen Stunde die Rede war. Antonie und der junge Mann ergriffen diese Gelegenheit, sich in das Nebenzimmer zu begeben, wo die Einen in Kreide zeichneten, die Andern auf Stramin arbeiteten, aber nach malerischen Mustern.

„Sie haben Zeichenstunde? fragte der junge Mann. Keine wollte eigentlich antworten; doch sagten zehn Stimmen auf Einmal ein ganz einfaches, kindisches Ja! Dann wurden sie Alle roth und fuhren still in ihrer Arbeit fort.

„Wo ist aber der Lehrer, der Ihnen den Unterricht gibt?“

Jetzt schwiegen Alle; da sie sich aber schämten, daß sie es thaten, so sagte die Eine: „Herr Meyer ist von der Treppe gefallen.“ Kaum hatte sie dies gesagt, als die Uebrigen mit lau-

tem Lachen einfielen, einmal deßhalb, weil Auguste den Muth gehabt hatte, sieben Worte vor einem Fremden zu sprechen; sodann aber, weil — wahrscheinlich Herr Meyer eine komische Figur war. Jetzt folgten die satyrischen Bemerkungen Schlag auf Schlag: „Herr Meyer hat sich den Arm verstaucht.“ „Herr Meyer springt immer wie ein Wiedehopf.“ „Herr Meyer ist über seinen Zopf gestolpert.“ Weiter brachten sie es aber nicht. Sie lachten nur noch. Ihr gutes Herz machte, daß sich ihre Satyre schon erschöpft hatte.

Der junge Mann war im besten Zuge, diese Unterhaltungen fortzusetzen; aber Frau von Magnus nahm seinen Arm und ließ sich durch die verschiedenen Zimmer führen, welche zu Madame Lardys Lokalitäten gehörten. Sie stiegen zwei Treppen höher, wo die Betten der Rosenknospen standen und auch Antoniens Zelle seyn sollte. Als sie auf dieser Wanderung eine Thür nach der andern aufklinkten, stießen sie auf ein kleines Erkerzimmer, das Madame Lardy eben-

falls öffnete, ohne zu wissen, wer darin war. Sie hatte kaum den Kopf hinein gesteckt, als sie sich zurückbog und mit den Worten: „Ach, Sie sind hier, Fräulein Seraphine!“ die Thür wieder schloß. Frau von Magnus bemerkte, daß sich die Gesichtsfarbe ihres Begleiters bei diesem Namen plötzlich veränderte. Sie wurde aufmerksam, als sie überhaupt den heftigen Eindruck und das Stillschweigen gewahrte, in welches der junge Mann verfiel. „Wer ist Fräulein Seraphine?“ fragte sie Madame Lardy. „Eine meiner Lehrerinnen,“ antwortete diese; „ein tiefes Wesen vom lieblichsten Gemüthe, ganz geschaffen, auf die Jugend einzuwirken. Sie werden sie heut Abend sehen, wenn Sie uns die Freude gönnen und unserm kleinen Balle beiwohnen. Sie bleiben doch bis zum nächsten Morgen in meinem Hause?“

Frau von Magnus besann sich und sagte: „Das wohl nicht; wir werden die Nacht hindurch fahren; aber den Ball müssen wir sehen.“ Ihr Begleiter wollte Einwendungen machen.

Sie fixirte ihn aber scharf. Sein ganzes Benehmen schien vom tiefsten Nachdenken und sogar von Furcht beherrscht.

Gegen Abend zündete man unten einen kleinen Kronenleuchter an, welcher an der Decke des großen Arbeitszimmers der Pension hing. Der Tanzmeister erschien, die Violine unterm Arm. Es war eine kurze, wohlbeleibte Figur, Krauskopf mit grellen Augen. Alle seine Bewegungen schienen von einem inwendigen Orchester geleitet. Apoll und Merkur zu gleicher Zeit, schwebte er in den Saal hinein. Dem Balle gingen erst einige theoretische Uebungen voraus, Wiederholungen schwieriger Pas, um die kleinen Füße erst in die richtige Bewegung zu bringen. „Denn“ sagte Madame Lardy; „es ist in der Erziehung nichts schwerer, als jenen Uebergang zu vermitteln von den Vorschriften der Schule zur Freiheit seiner eigenen originellen Bewegung. Ich wüßte nicht, was die entsetzliche Schüchternheit und Angst, welche man vor dem ersten Tanze auf dem ersten Balle, den man in

seinem Leben besucht, empfindet, besser vertriebe, als dieser Ernst, mit dem wir beginnen, und diese Heiterkeit, mit der wir schließen werden.“

Ueber wie Vieles hätte sich Frau von Magnus jetzt nicht gern moquirt; aber ihr Begleiter saß zerstreut vor einem Spiegel und betrachtete darin die Thür, welche sich öffnen sollte, um ihm über Seraphinen Aufklärung zu geben. Seine Leichtfertigkeit hatte ihn verlassen. Die kleinen naiven Mädchen mit ihren graziösen Bewegungen zu einer alten gekratzten Geige, regten seine Empfindungen nicht mehr auf. Frau von Magnus, die Seraphinen fast vergessen hatte, war erschrocken über eine Indolenz, die sich hier vor einen Spiegel setzen konnte und keinen ihrer Blicke mehr zu verstehen schien.

In demselben Augenblicke, als dasjenige, was hier Ball genannt wurde, beginnen sollte, öffnete sich die Thür und eine weißgekleidete Dame trat herein, mit schönen, aber blassen Zügen. Sie glich einer Göttin, die in der Fabel

erscheint und mildernd und versöhnend die auf-
geregten Leidenschaften beschwichtigt. Ein sanf-
ter Ernst lag auf der hohen glänzenden Stirn.
Den Mund verzog ein innerer Schmerz in eine
etwas krampfhafte Lage, welche aber nur der
Vorbote irgend eines Entschlusses zu seyn schien
und hiedurch gemildert wurde Das dunkel-
braune Haar war einfach gescheitelt und verlor
sich auf das Anspruchloseste in zwei Ringellocken
hinter dem Ohre. Alles schwieg, als diese Ge-
stalt eintrat. Madame Lardy flüsterte ihrem
Gaste zu, daß dies Demoiselle Seraphine wäre.

Frau von Magnus erwiederte nur halb den
ihr von der jungen Lehrerin dargebrachten Gruß.
Sie hatte ihren Begleiter im Auge, der bei Se-
raphinens Eintritt aufgesprungen war und sich
mit dem Rücken an das Fenster lehnte. Sie sahe,
was zwischen Beiden vorging. Seine Blässe,
seine Unruhe, sein Verstummen und auf Seraphi-
nens Antlitz die leise Röthe, ihre wogende Brust,
ihr verlegenes Lächeln, der ganze Schmelz einer

durch Freude und Schmerz hervorgebrachten Verklärung — sie mußten sich kennen.

Seraphine hatte eher Gelegenheit, von ihrer Ueberraschung befreit zu werden; denn die Zöglinge drängten sich an sie, umschlangen ihren Leib, bogen ihren Kopf herunter und liebkosten sie. Sie wies lächelnd diese Gunstbezeugungen zurück, erwehrte sich ihrer aber erst, als der Tanzmeister seine Geige strich und die Paare zusammentreten sollten. Da brachten die jungen Mädchen einen Myrtenkranz herbei, mit dem man sie schmücken wollte. Sie hatten ihn heute Madame Lardy geschenkt, die, obschon sie als Frau bezeichnet wurde, doch niemals verheirathet war und den Kranz mit einem Erröthen empfangen hatte, das keine der jungen Damen verstand. Seraphine gab den Kranz Antonien und sank dann, wie von einem innern Schmerz überwältigt, auf einen Sessel zurück, wo sie vor den tanzenden Paaren sicher war.

Einer so feinen Beobachterin, wie Frau von Magnus war, entging von diesen Gemüthszu-

ständen Nichts. Eifersucht oder Neugier ergriff sie. Sie schreckte ihren in Träume versunkenen Begleiter auf, umarmte ihr Kind, umarmte Madame Lardy, und schied mit einer Phrase, die ungefähr so viel sagen sollte, als: „Madame, ich lasse Ihnen hier mein Theuerstes. Von Ihnen fordr' ich es wieder zurück. Es ist ein Engel, machen Sie ein menschliches Wesen daraus! Sie lerne Französisch! Sie lerne Englisch! Sie lese den ganzen Schiller, Göthe mit Auswahl, aber Nichts von Jean Paul, weil mir das sentimentale Genre fatal ist. Seyen Sie nicht zu verschwenderisch in der Kost, sehen Sie auf gute Haltung und geben Sie nicht zu, daß sie beim Tanze ohne Erregung bleibt. Denn will man beim Tanze die Gesundheit erhalten, so müssen die Lungen freien Lauf haben. Man muß tiefen Athem holen dürfen und Sie müssen das Heben der Brust eher begünstigen als hemmen. Und Du, Antonie, mein Kind, mein einziges Kind, lebe wohl!"

Antonie blieb kalt, wie ihre Mutter. Aber

Madame Lardy weinte, und geleitete den Besuch bis an den Wagen. Eine männliche Gestalt sprang vom Hause zurück in die dunkle Nacht, als sie unten waren. Der junge Mann flüsterte: „Ich glaube gar, das war Philipp.“ Die Uebrigen sahen nichts und schieden. Noch hörte man den Wagen rasseln, als Madame Lardy schon ihr Büreau aufgeschlossen und sich an ihre Bücher gesetzt hatte, um viel, sehr viel zu rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen.

Arthur, wie kalt ist diese Nacht und Sie haben keinen Druck für meine Hand.

Julie, ich bin in diesem Augenblick nur der Umriß eines Mannes.

Eifersucht quält mich nicht, Arthur. Sie vergeben mir meine Vergangenheit; drum darf ich auch keine Rechenschaft von der Ihrigen fordern.

Wie es regnet draußen! Das Wetter klatscht an die klappernden Wagenfenster.

So heimlich dieser enge Raum, Arthur! Mögen Sie Seraphinen geliebt haben oder noch lieben: gehören Sie doch wenigstens jetzt mir! Sie sind still, so wehmüthig. Wenn Sie keine Umarmungen für mich haben, so schlagen Sie Ihre Biographie auf! Wer ist diese Seraphine? Sie müssen sich beide kennen. Sie antworten nicht?

Kein Stern am Himmel. Die Laterne des Wagens zeigt nur die abdorrenden Kleider der

Bäume, und noch ist die Traube nicht einmal vom Stock gelesen.

Ach, diese nächtliche Philosophie, Arthur, ist kein Ersatz für Ihre Zärtlichkeit! Es wäre doch entsetzlich, wenn ich einschlafen müßte. Erzählen Sie von Seraphinen? Wer ist sie?

Sie verdienen diese Biographie nicht.

Warum?

Sie sind kalt, Julie, Sie haben kein Herz. Sie haben nur Eitelkeit. Sie lieben, weil Sie nur Andere, nicht *sich* besiegen können. Sie würden lachen, wenn Sie zu dem Triumphe, den Sie über meine Gegenwart feiern, noch den über eine Vergangenheit fügen könnten, welche Sie niemals verstehen werden.

Arthur, ich will ganz still seyn. Ist es eine Idylle aus den Schuljahren, so werd' ich wahrscheinlich über Ihre Thränen lachen müssen, aber ich will Sie's nicht hören lassen. Erzählen Sie nur; schon Ihre Worte sind Musik für mich.

Nun denn, meine arme, gute Seraphine:

ich will von Dir erzählen, nicht daß ich eine egoistische Seele um die Nacht betrüge, sondern ich will laut an Dich denken. Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufstechen und das Gras faserweise ausrupfen, was über mein grausames Gedächtniß gewachsen ist.

Also?

Ich verließ die Schule, und fiel mit einem wahren Haß über Alles her, was meinen Geist und mein Herz bereichern konnte. Ich war noch rein und fromm in meinen Gefühlen, ich war ehrgeizig, aber nicht anders, als in der Absicht, mich dem Allgemeinen zu opfern, mein Ehrgeiz zerfloß in das blaue Licht meiner Ideale. Aber der Zwiespalt zwischen Herz und Welt nagte schon früh an meinem Leben. Ich wollte für jenes Eroberungen machen, und konnt' es doch nur, wenn ich diese aufgab. Ich wollte mich in das Verständniß der Begebenheiten, lernend und theilnehmend, werfen, und konnt' es wieder nur, wenn ich meinem Herzen keine Fesseln

anlegte. Das Opfer dieses Zwiespaltes sah' ich heute nach langer Trennung wieder.

Im achtzehnten Jahre bezog ich die Universität. Meine Studien waren unglücklicherweise von der Art, daß ich hätte voraussehen sollen, wie ich sie allmählig aufgeben, wie ich aus einer Region in die andere hinüberschweifen würde. Ich muß diese ewige Metamorphose meines Ichs, diese unaufhörliche Erweiterung meiner Ideenkreise festhalten, um mich in den folgenden Begebenheiten von einer Seite wenigstens rechtfertigen zu können. Da traf ich in einem Cirkel, den ich zu besuchen pflegte, in einem Vereine von jungen Leuten, die sich im Gesange übten, ein Mädchen, dessen frische, blühende Erscheinung mich bezauberte. Augustens rosige Wange, ihr dunkles Haar, ein tiefblaues Auge, quellende und mit dem Netz einer durchsichtigen Haut umsponnene Formen riefen meine Neigung wach. Das war keine krankhafte Stimmung, sondern ein gesundes Verhältniß, dessen glücklicher Fortschritt mich wahrscheinlich in eine ganz verän-

derte Lebensrichtung geworfen hätte. Auguste sang schlecht; das machte sie mir nur um so lieber, weil natürlicher. Auguste hatte keine besonders originellen Ideen, einen Reiz, den die erste Liebe, die nur Liebe will, nie vermißt. Ich näherte mich ihr, so weit es ging. Sie war spröde, gleichgültig, sie trug, wie ich später hörte, um dieselbe Zeit eine flüchtige Neigung in sich, der sie schon treu war, und die sie sich doch kaum gestanden hatte. Meine Bewerbungen gingen an ihrem Herzen spurlos vorüber, und wurden selbst von einer Eitelkeit, die sie demnach kaum zu haben schien, nicht bemerkt. Ich hörte einstweilen wieder auf, nach ihrem Beifall zu geizen.

Es war Charfreitag. Ich hatte ein erstes Baßsolo übernommen, das in einer Kirche gesungen werden sollte. Die ganze Gesellschaft, von der ich eben sprach, führte eine geistliche Musik auf. Am grünen Donnerstage hatten wir die erste und letzte Probe. Ich weiß es nicht, war es schon hier, oder erst am folgenden Tage,

wo ich Seraphinen kennen lernte. Die Gesellschaft wandelte auf dem Kirchhofe, der das Gotteshaus umschloß. Die jungen Mädchen, alle in festlichen Kleidern, lasen die Inschriften auf den Leichensteinen, und setzten sich dann auf sie, ohne indeß besondere Todesgedanken zu nähren. Nur ein Wesen schien von dem stillen Frieden, der über diesen, theils verfallenen, theils frischen Gräbern wehte, mächtig ergriffen zu seyn. Mich zog dies an, aber ich weiß nicht, ich glaubte dennoch darin eine Art Koketterie zu erblicken; denn schon damals regte sich vielleicht in mir jener Gefühlsterrorismus, mit dem ich mich selbst und meine Umgebungen allmählig zu tyrannisiren begann. Mein ganzes Leben wurde damals Polemik gegen den Schmerz, von dem ich glaubte, daß er sich immer mit dem Egoismus verbände und eine in offenbare Wollust der Gefühle ausarten könnte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß sich diejenigen Menschen, welche leiden, besser vorzukommen pflegen, als die Fröhlichen, und haßte darum die Schwel-

gerei im Schmerze mit dem ganzen Rigorismus, den junge Männer besitzen, wenn sie zum ersten Male nach ihren eigenen Prinzipien zu leben anfangen.

Seraphine war blaß, ihre Stirn frei, ihr Antlitz oval. Dem Teint mangelte Reinheit, selbst das Schönste was sie besaß, das Profil einer griechischen Nase hatte die launische Natur gestört, indem sie nach einem Falle, eine etwas unregelmäßige Neigung bekam. Keines der übrigen Mädchen war bei Allem, was sie thaten, mit soviel Seele zugegen. Aber es schien mir, als spränge Seraphine immer in die Extreme über. Bei ihr wurde die tiefsinnigste Trauer vom ausgelassensten Scherze abgelöst, so daß ich jedenfalls anfing, diese Originalität zu beobachten.

Wir sprachen vom Tode, aber steinerne Schmetterlinge auf den Gräbern trösteten unsern Schmerz, weil wir an Unsterblichkeit glaubten. Ach, hier knickte der Sturm des Lebens ein junges Frühlingsreis, ein Kind, das kaum hinaufreichte, seinen Vater zu küssen: dort lag eine

Mutter mit ihrem Säuglinge. Unter einer Trauerweide barg sich das schmerzliche Drama einer einzigen Woche, das ich selbst erlebt hatte und sich in diesem Verse aussprach:

Weil es sich sanfter schläft, vom Arme der Liebe gekettet,
Ging dem sterbenden Kind sterbend die Mutter voran.

Dies Epitaph ergriff um so mehr, da es von mir war, und Seraphinens Thränen, die ich sonst verdammt hätte, störten mich diesmal nicht. Sie blickte mich mit ihrem großen blauen Auge an, als schien sie in meiner Seele lesen zu wollen, vielleicht ob ich eine Reminiscenz oder etwas aus mir selbst Gebornes in jenem Verse gegeben hätte. Denn nichts bindet die Seelen so fest, als wenn ein Weib vom Manne ahnt, daß er Thränen zu vergießen fähig ist.

„Dies sind die einzigen Verse, die von mir auf die Nachwelt kommen werden," sagte ich und sie entgegnete, „ob ich auch sonst Dichter wäre?" Diese im Grunde witzige Frage ärgerte

mich; denn ich sah darin schon wieder Egoismus und glaubte, ein ganzer Federbusch von Kokketterie winke und nicke mir aus ihrem Benehmen zu. Deshalb brach ich schnell ab und lief in die Kirche, um mein Solo: „Weinet nicht, es hat überwunden der Löwe,“ aus dem Tod Jesu zu singen.

Ich hatte Seraphinen vergessen. Meine Studien absorbirten mich, auch meine Freundschaften, welche sogar in untersagte Verbindungen ausarteten. Am nächsten Himmelfahrtstage jedoch war es, wo ich sie wieder sprach. Die Gesellschaft hatte in zwei großen Wägen eine Partie auf's Land gemacht, einige Meilen weit: ich konnte mich nicht zurückziehen.

Auf Seraphinen besann ich mich nur dunkel. Sowohl ihre äußeren Formen, wie ihre Manieren hatten sich meinem Gedächtnisse nur obenhin eingeprägt. Auch war sie heute nur Scherz, potenzirte, fast aufgeschraubte Lustigkeit, die den Humor der Uebrigen weit hinter sich ließ. Auguste war es wieder, die mich eifrigst beschäf-

tigte. Alle meine Gedanken und im Spiele meine listigen Pläne gingen darauf aus, mich ihr wie eine Blüthenflocke dem Haare einzunesteln, so daß ich ihr, wenn sie sich des Nachts ihr Haar absteckte, gleichsam als der ganze Rest eines durchlachten und durchscherzten Tages in den Schooß fiel. Aber Auguste war kalt, fast mißtrauisch gegen mich. Denn mein ganzer Antheil an dem Feste war doch nie recht im Mittelpunkte desselben, ich durchkreuzte es nur und daraus nahm sie vielleicht ab, daß ich excentrisch war.

So saß ich auch abgesondert von den Uebrigen, still und betrübt in mich versunken, unter einem Fliederbaum, der das von uns besuchte Bauernhäuschen beschattete. Vom Kaffee waren Milch- und Zuckerreste übriggeblieben, an denen auf dem Tische sich die Fliegen sättigten. Ich war erschöpft. Das Reifwerfen, Ballschlagen und Schwarzermannspielen, dacht' ich, ist eine Thorheit für einen Helden wie du, der sich einbildet, das Jahrhundert erwarte ihn! Was würden die

Stoiker, meine altdeutschen Freunde, sagen, wenn sie mich hier mit Weibern Versteckens spielen sähen? In diesem Augenblicke stand Seraphine vor mir. Sie hatte den Muth, einen Mann anzureden, der sie vernachlässigte. Ich sehe sie noch, wie sie sich an den Fliederbaum lehnte, die Hände zurückgeschlagen, ganz nachlässig, siegreich sogar auf mich herabblickend, fein lächelnd, plötzlich doch eine Erscheinung geworden, die mir auffiel. Wir sprachen allerdings nur von Halsweh, (sie klagte darüber) von isländischem Moos, wollenen Strümpfen; aber ihre soliden Bemerkungen zogen mich an, mehr noch, als einige Stellen aus Tiedges Urania, die sie neulich auf dem Kirchhofe citirt hatte. Ihr ungezwungenes Benehmen umstrickte mich, und ich hatte sie im Arme, als wir alle aufbrachen und die Wägen uns nachkommen ließen, um durch einen Wald ein nahegelegenes Dörfchen aufzusuchen. In einer Herberge angelangt, setzten wir uns zu Tisch, da es dunkelte. Ich blieb an Seraphinens Seite. Sie

war inzwischen weich und klagend geworden, ihre Stimme zitterte, sie vergoß Thränen. Ich verstand sie nicht. Mir wurd' es ungewiß im Kopfe; denn die Situation war so widersprechend. Vor uns auf dem Tische eine Stück Landkäse, und neben mir ein poetisches Wesen, das mit seinem Schmerze rang. Seraphine blieb mir die Antworten auf meine dringenden Fragen schuldig. Doch hört' ich wohl, daß eine Stiefmutter und unwürdige Behandlung Quell der Leiden war.

Als wir nach Hause fuhren, hatte Seraphine ihren Sitz durch Zufall vor mir. Das Wetter war schön, die Gesellschaft heiter, sie aber sprach nicht. In der Stadt mußte irgendwo Feuer ausgebrochen seyn; denn ein lichterloher Schein glänzte am dunkeln Himmel. Nun fuhr Alles wild durcheinander, man berechnete, wo das Feuer seyn könnte. Daran, daß auch hier Seraphine ruhig blieb, sah ich ihren Schmerz, ihre üble Lage, der ich mit ritterlichem Edelmuthe abhelfen wollte. Als wir nach Hause ka-

men und ich mich im Bette wälzte, zogen höchst chevalereske Gedanken durch meinen brennenden Kopf. Am frühen Morgen saß ich schon am Schreibtisch und entwarf an Seraphine ein glühendes Gemälde des Interesses, welches ihr Schicksal mir eingeflößt hätte. Ich beschwor sie, aufrichtig gegen mich in Schilderung ihrer Leiden zu seyn. Von Liebe sprach ich nicht, desto mehr aber von einem unerhörten Kreuzzuge für ihr Leben, für ihr kleines Haupt, das so fromm und duldsam wäre und unmöglich Jemanden kränken könne!

Noch seh' ich mich, wie ich an die Thür des Musikdirektors klopfte, der unsere Stimmen und unsere Spazierfahrten leitete. Besorgt gab ich dem Manne das Billet für Seraphine. Mit verdächtigem Blicke wurde ich gemessen, und ich Achtzehnjähriger hielt den Blick nicht aus, sondern erröthete. Doch gewann ich zuletzt etwas über den strengen Mann und ging mit bester Hoffnung.

Am nächsten Tage frag' ich nach einer Ant-

wort. Keine da. Es vergehen drei, vier Tage, ich höre nichts. Man lacht dich aus, schloß ich, über deinen Ritterdienst, du hast dir eine Blöße gegeben, God dam! Doch ermuthigte ich mich, in den nächsten Verein zu gehen, wo ich Seraphinen sahe. Sie hatte sich festlich gekleidet. Ihr Auge war verklärt, sie sang mit unbeschreiblichem Ausdruck das Solo in Rossinis Schweizer-Pastorale aus Wilhelm Tell. In Calls Quartett: Liebe wohnt in niedern Hütten, hörte man sie vor allen, so daß sie ganz allein den Sopran zu halten schien. Ich glaube, sie sang schon im Vertrauen auf meinen Schutz oder auf meine Liebe, wie sich denn auch schon bei mir beides verwechselt hatte.

Nach der Stunde trat ich in ihre Nähe. Sie sprach einige verwirrte Worte, und drückte mir einen Zettel in die Hand, den ich beim Schimmer der ersten Laterne draußen aufriß. Sie vertröstete mich auf morgen, wo sie in einem öffentlichen Garten, dem gewöhnlichen Rendezvous der Liebe, ungestört mit mir sprechen

wollte. Wie dies nun Alles kam, weiß ich kaum noch. Wir umarmten uns in jenem Garten, beschützt von Hollunderhecken. Wir schwuren uns Treue, wir wechselten Ringe, wir hatten keine Geheimnisse mehr. Als wir schieden, sagte sie: „Arthur, morgen um sechs Uhr treffen wir uns auf dem * * * Platze; dann führ' ich Dich zu meinem Vater!"

Diese letzten Worte waren ein Donnerschlag für mich. Wie? dacht' ich, sie will mich wie eine gemachte Beute in ihr väterliches Haus schleppen? Diese Schwärmerei, welche mein Herz erquickt, soll mit einem bürgerlichen Acte und mit einer väterlichen Prüfung meiner Zeugnisse endigen? Herr Jesus, wohin hast du dich verirrt! Vormund wolltest du seyn, und bist Geliebter geworden!

Dabei fiel mir die Scene in den Hollunderhecken ein. Ich sahe, wie klug Seraphine auf eine Entscheidung gedrängt hatte, und erinnerte mich, daß sie bei meinen Versicherungen, ihr beistehen zu wollen, einmal nach dem andern

fragte: „Wie wollen Sie das aber anfangen, ohne mich zu compromittiren?“

Mein Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, waren in dieser Lage meine Studien. Den ganzen Vormittag las ich, schrieb, excerpirte und lebte im Alterthum. Erst gegen Abend thaute mein Herz auf und dann war mir, ich gesteh' es mit Schaam, jede Hingebung recht, die ich gerade finden konnte. So vergaß ich denn auch bald die gestrige Wehklage, und traf auf der von Seraphinen bezeichneten Stelle ein. Eine Viertelstunde hatte ich wohl gewartet, als sie kam und mich herzlich grüßte. Ich fragte: Was thust du hier? Sie erröthete und sagte dann: Ich lerne hier, wie man Kleider zuschneidet. Wie sie das sagt, fällt ihr etwas aus dem Korbe auf die Erde. Ich hebe es auf: es ist eine Brille. Wie kommst du zu der Brille? Ei, ich habe schlechte Augen, sagt sie kurz, nimmt meinen Arm und drückt ihn an ihr Herz. Ich sahe sie, ich hätte vergehen mögen. Sie war nicht schön, sie war nachlässig gekleidet,

um mehre Jahre älter als ich, sie trug eine Brille; und doch war sie meine Braut, allmächtiger Gott!

Wie sie mir nun so in einem seiden tafftnen geschmacklosen Hut, mit einem großen zwischen Gelb und Grau die Farbe suchenden Umschlagtuche am Arme hing, da wollt' ich mich gar nicht bequemen, ihrem Vater zu begegnen. Ich müßte mich erst sammeln, sagt' ich und bat um einen Umweg. Wir nahmen ihn, das Ufer des Flusses entlang, an welchem die in Rede stehende Universitätsstadt liegt, und mußten über verfaulende Späne auf Holzhöfen, die sich hier der Ausladungen wegen befanden, hinwegschreiten. Da begegneten mir nun mancherlei Freunde, welche geangelt hatten und an schweren Netzen trugen, in welchen gefangene silberne Fischchen mit rothen Flossen zappelten. Ich dachte an mein Schicksal, blickte kaum auf und stand endlich in der That vor meinem künftigen Schwiegervater.

Es war ein dünnes, schmächtiges Männ-

chen, in grauem Oberrock, das ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, die brennende Pfeife aber einstweilen aus Ehrerbietung in der Hand trug, und mich mit dem liebenswürdigsten Ausdruck von Gutmüthigkeit begrüßte.

Sie sind, Sie wollen —

Ja, ich bin — ich will — Ach, nicht die Verlegenheit raubte mir die Sprache, sondern eine Erscheinung, die ich hier nicht anzutreffen glaubte. Ich wußte, daß Seraphine eine Schwester hatte. Sie saß auch vor einem kleinen Nähtisch am Fenster und strickte. Es war aber Auguste.

Alle meine Bewegungen sind gelähmt. Mechanisch antwortete ich dem alten Manne, erzähl' ihm von meinen Verhältnissen, examinire Seraphinens Bruder, einen liebenswürdigen und gescheuten Knaben. Eine Idylle umwehte mich und meine Gefühle lösten sich in Wehmuth auf. Ein Hänfling im Bauer, ein kleiner Bücherschrank, ein mißgestimmtes Spinett, worauf Seraphine klimperte, draußen dicht vorm Fen-

ster und die Stube verdunkelnd eine Kirche, wo man grade die Kanzel im Auge hatte, und unten ein Kirchhof, der auch zugleich der Garten des Pfarrers war. Alle Viertelstunden ertönte an der Kirche ein holländisches Glockenspiel mit Choralanklängen, und immer waren es dieselben Töne, eine melancholische Monotonie, und i ch s e l b st, unruhig gedrängt von der Lust, meine Flügel in großartigen Regionen zu versuchen, und nun hier angeschmiedet, an ein Wesen, das ich lieben sollte und an ein anderes, das mit feinem Lächeln am Fenster sitzt, von den schönsten Reizen überquillt, das ich anbete und von dem ich aufrichtige Glückwünsche zu meiner Verbindung hinnehmen muß. Der Gedanke: Wie zugänglich ist hier Alles, wie leicht konnte Auguste in diesen Umgebungen und Verhältnissen errungen werden! — hielt mich zu Boden. Nur der Ruf: Seraphine ist Braut! dieser Ruf, den ich schon in allen Kämmerchen ihrer Freundinnen widerhallen hörte, schreckte mich aus meinem Brüten auf. Sie ist Braut!

Und bei allen diesen Leiden lag Seraphine in meinen Armen. Der Vater segnete uns, die holländischen Glocken spielten: Nun danket Alle Gott! Und endlich hieß es: Wo nur Mutter bleibt! Seraphinens Lippen zuckten und mit elektrischer Gewalt schlug es in mein Herz, daß ich wußte, warum ich hier war. Ich fühlte mich stark, ihre Lage mit ihr zu theilen. Der Vater war zum zweiten Male verheirathet und der letzte Rest seiner ersten Ehe war jener kleine Grabeshügel, nicht zwanzig Schritte von unsern Augen entfernt, und Seraphine. Auguste und Eduard waren aus der zweiten Ehe und hatten Seraphinen zurückdrängen müssen, nicht weil ihr Herz, sondern die Mutter es wollte. Seraphinens Erziehung war vernachlässigt; immer zurückgesetzt, immer des Hasses gegen ihre Stiefmutter beschuldigt, von der Rohheit mißhandelt und der Schwäche ihres Vaters niemals in Schutz genommen, irrte sie, eine verlassene Waise, durch fremde Häuser. In einer entfernten Stadt schützten sie eine Zeitlang Verwandte, aber

sei es, daß es an Liebe oder Geduld gebrach, Seraphine kam wieder zurück, blieb einige Tage im väterlichen Hause und mußte sich sogleich wieder vor der Brutalität flüchten. Weder ihre herrlichen Geschwister, die treuesten und zartesten Seelen, noch die Pflicht des Vaters vermochten sie vor dem Haß und der Intrigue einer zornigen Frau zu schützen. Denn es ist wahr, Seraphine hatte etwas, das reizen konnte. Die Entschiedenheit ihres Willens, welche sie durch frühes selbstständiges Handeln gewonnen hatte, ließ sich von einer Frau mit wenig Begriffen nur als Tücke auslegen. Seraphine hatte dabei in der Sprache etwas Feines, Spitzes, Stechendes. Die Höhe ihrer durch eigne Anstrengung erworbenen Bildung trieb sie über ihre Familie und über ihre eignen Verhältnisse hinaus, und durch ein gewisses spöttisches Lächeln, welches gegen die Rohheit ihre einzige Waffe war, verdarb sie alle Aussöhnungen, wenn man auch im Begriff war, sie anzuknüpfen. Nach den erschütterndsten Scenen, welche das traurige Ver-

hältniß schon allen Nachbarn mitgetheilt hatten, verließ Seraphine wie auf der Flucht das Haus und mußte Schutz suchen bei fremden Leuten in dienstbarer Abhängigkeit. Von all diesen Dingen mußte mein Herz mit tiefstem Mitleide erfüllt werden. Ich liebte Seraphinen nicht; aber wenn ich an ihre Lage dachte, so fühlt' ich mich stark, sie wenigstens zu schützen.

Während ich diese Berechnung in mir durchging, tritt die Mutter ein. Sie ist etwas beleibt, aber für eine zwanzigjährige Ehe von ausnehmender Schönheit. Diese runden vollen Linien, dies gesunde Inkarnat, dies Weiß der Zähne und Schwarz der Augenbraunen waren das Urbild zu Augustens anmuthsvollen Zügen. Die Frau sieht mich nicht: sie will es nämlich nicht. Sie weiß recht gut wer ich bin, das ganze Haus weiß es schon, alle Nachbarn. Sie will es nicht wissen. Mit höhnischem Lächeln geht sie an mir vorüber.

Liebe Mutter — hier ist —

Sie schlägt ein lautes Gelächter auf und

sagt: Ich weiß schon. Ihre Dienerin, mein Herr! Hier hab' ich ja doch nichts zu sagen. Damit schlug sie die Thür zu und ging hinaus.

Unvergeßlich ist mir das Lächeln ihres Mannes, das aus Schmerz, Schaam und Verachtung zusammengesetzt und zu gleicher Zeit darauf eingerichtet war, daß es soviel sagen sollte, als: sie ist verrückt! Doch kehrte sie nach einiger Zeit wieder zurück, wahrscheinlich um mich zu beobachten. Sie verhielt sich auch ganz ruhig, wir merkten aber darauf nicht, und eilten hinunter in den Kirchhof.

Ich athmete auf, als ich in freier Luft war, und umarmte Seraphinen, an welche mich diese peinliche Situation wieder gekettet hatte. Sie war auch ungemein liebenswürdig jetzt. Ihr erstes Beginnen war sogleich, eine Art von Freundschaft zwischen mir und ihrer Schwester zu stiften. Wir mußten uns umarmen, ja ich durfte sie sogar küssen. Darauf füllte sich der stille Platz, den die Strahlen des eben aufgehenden Mondes, wie sie lang und geheimniß-

voll in die Kirchenfenster hineinschienen, nur noch melancholischer machten, mit jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, die sich alle eingefunden hatten, um meine Person in rechten Augenschein zu nehmen. An Witz und Gewandtheit wurden sie wohl alle von Seraphinen übertroffen, deren Munterkeit so weit ging, daß ich hier am Grabe ihrer Mutter fast unheimlich davon berührt wurde. Dennoch schieden wir heiter und treu. Der Vater, der mir den Hut herunterbrachte, um mir die Mühe zu ersparen, seiner Frau eine gute Nacht zu wünschen, entließ mich mit herzlichst gemeintem Handschlag.

Das war also der erste Tag dieser neuen Lebensepoche. Ihm folgten weitre, an Erfahrungen reiche, betrübte, freudige, ich hielt diesen Zustand eine Woche aus. Ich mußte das neue Terrain erst übersehen lernen, wissen, wer alles an meinem Schicksale Theil nahm, noch fing ich nicht an, über das Ereigniß zu reflectiren. Seraphinens Vater war Schulmeister und es machte mir große Freude, als er meine ihm dar-

gebotene Unterstützung annahm. Ich schlug mich nun mit sieben- und achtjährigen Buben herum, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts. Die Bibel wurde exponirt, im Kopf gerechnet, lautirt, und alles kam zuletzt doch nur darauf hinaus, daß es hieß: Herr Arthur, eine Geschichte erzählen! Nun kann man sich keinen schlechtern Lehrer denken, als den ich abgebe. Ich schlug in die Uebermüthigen mit Fäusten hinein, welches durchaus keine angeborne Heftigkeit, sondern Verstellung war, die mich, während ich den Bakel der Vergeltung schwang, immer zuerst zum Lachen zwang, während die Buben mit nicht minderer Verstellung schrien, als wenn sie am Spieße stäken. Denn ich that ihnen nicht wehe, weil ich die empfindsamen Stellen nicht kannte. Kurz man spielte gräulich mit mir, so daß ich immer froh war, wenn es zwölf schlug und die Widerspenstigen mit abgeplärrtem Liede entlassen wurden: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaaßen!"

Weil das tragische Pathos meines Verhältnisses zu Seraphinen noch nicht völlig ausgebrochen ist, so benutz' ich die sich vorbereitende, allmählige Gährung, um mehre Kreise zu skizziren, welchen ich mich damals mit meinem Mädchen anzuschließen pflegte. Da war zuerst eine Freundin der beiden Schwestern, welche Eveline hieß. Sie war die älteste Tochter einer Witwe und hatte einen jungen Stutzer zum Anbeter, der aber ein gutes Herz besaß, und sich in diesen für ihn neuen, unschuldigen Kreisen von einer in seinem Gemüthe eingerissenen Verwilderung heilen zu wollen schien. Die Witwe bewohnte ein Häuschen das ihr eigen gehörte. Eveline war eine Figur von kaum vier Fuß; doch spielte und sang sie vortrefflich zum Klavier. Ein gewisses Comfort war in der Wirthschaft sichtbar, man hatte angesehene Verwandte, man hatte sogar eine jüngste Tochter, welche Tänzerin am Theater werden sollte, kurz man war so wohlhabend, daß regelmäßig des Abends gedeckt und warm gegessen wurde. Hier saß ich oft auf dem

Sopha, zuhörend den von Evelinen meisterhaft vorgetragenen Tönen des Beethovenschen Sehnsuchtswalzers. Seraphine summte das Lied still neben mir nach, Auguste saß drüben. Was in mir vorging hatte Seraphine zu ahnen begonnen. Mein Stillschweigen und meine an Augusten gerichteten Seufzer verstand sie, und übermannt von ihrem Schmerze stürzte sie wohl oft an das Klavier, vertrieb Evelinen und sang eine der wenigen Arien, welche sie konnte: Leise rauscht es in den Bäumen; das bekannte Ständchen an Louise, eine Composition, welche hinreißt, wenn sie mit heimlicher, zitternder Begleitung des Instrumentes, im Gesange schwebend gehalten, anschwellend und mit dem Worte: Dann gute Nacht! leise verklingend vorgetragen wird. Aber Seraphine rührte mich nie. Unbedingt, ich konnte sie nicht singen hören. Ich konnte diesen Schmelz nicht ertragen, den Seraphine in das Lied legte, und der doch hinein gehörte, dies Bewußtseyn, daß sie ergreifend sänge, diese, wie ich Grausamer dachte, absichtliche Koketterie mit einer

Empfindung, für welche es in meiner Brust einmal an allen Gründen fehlte. Und ich verbarg dies auch gar nicht. Wir gingen dann immer still nach Hause, und schieden mit Seufzern, und die Leute, wo wir waren, beklagten mit Recht Seraphinens unglückliche Wahl. Nur Auguste war immer frisch, gesund, lachte und blühte wie eine thauige Rose.

Keine fünfzig Schritte von Seraphinens Wohnung versammelte sich ein anderer Kreis in einem ganz kleinen Zimmer, das kaum zum Umwenden so eng war. Es lag im dritten Stocke eines Hospitals, welches die arme Witwe eines Leichenbitters bewohnte. Diese gute, brave Frau hatte vier blühende Töchter, eine war sogar schön zu nennen. Alle hatten sie ihre Beschäftigungen unter fremden Menschen, nur des Sonntags versammelten sie sich bei ihrer Mutter, wo es denn so viel zu lachen und sich zu freuen gab, daß die lieben Geschöpfe für eine ganze Woche daran genug hatten und des Lebens Last und Plage schon leichter ertragen konnten.

Esprit besaßen sie Alle, eine natürliche Schalkheit, die sie weit über ihren Stand und ihre Bildung emporzuheben schien. Gegen diese Naivetät stach Seraphine sowohl in ihrer grimassirten Lustigkeit wie in der blassen Mondscheinsstimmung ihrer Sentimalität nur zu grell ab.

Von den vier Schwestern hieß die jüngste Lina und war die Verlobte eines Mannes, der für meine damalige Zeit von höchster Wichtigkeit wurde. Fritz Federer hatte ursprünglich das Handwerk seines Vaters gelernt; er war Schuhmacher. Als aber sein Vater vom Dreybein in einen städtischen Posten avancirte, regte sich auch im Sohne der höhere Trieb. Im wörtlichsten Sinne fing er an, sein Pech zu beklagen. Höherer Bestimmung war der Treffliche inne geworden, ein Geist der Heiligung trieb ihn, wie Jacob Böhmen. Zum Priester war es schon freilich zu spät, von der Mission unter Heiden hielt ihn seine Liebe zu Lina zurück, er entschloß sich zum Schulmeister, rang mit seinem Vater, beinahe handgreiflich, und rettete sich in eine Ele-

mentarschule, wo er als Lehrer engagirt wurde. Fritz Federer ist eine der freundlichsten Erinnerungen, die in meinem Gedächtnisse leben. Ein kräftiger Körper, gesund, nur etwas blaß das Antlitz von schmaler Kost und emsigen Nachtwachen, eine so poetische Gestalt, daß sie Dichter zu einem Entwickelungsromane benutzen könnten. Er liebte die Wissenschaften, weil er sie wie eine Religion verehrte. Es war sein Cultus, immer mehr zu lernen, immer vollkommner, immer lückenloser in seinem Wissen und examinationsfähiger zu werden. Er studirte wie ein Eroberer. Und dazu kam ein so treues, edles Herz, daß ich ihn mit schwärmerischer Freundschaft umfing. An Jahren und Verstand, an Kenntniß der Welt und Lebensklugheit war er mir bei Weitem überlegen, und dies bestimmte mich um so mehr, ihn zum Vertrauten meines unglücklichen Verhältnisses zu Seraphinen zu machen, wo er sich auch in den Kämpfen, welche nun bald beginnen werden, redlichst erprobt hat. Wo ist er jetzt? Wo sind meine Jugendfreunde, denen

eine poetische Ader im Herzen schlug? Ach, ich ahne, sie sind alle Pietisten geworden!

Eine Meile vom Schauplatz dieser Verhältnisse entfernt, auf dem Lande, lag endlich die dritte Region, in welcher ich zu öfterm mich bewegte. Wenn die beiden Schwestern und ich dorthin auswanderten, so erwartete ich sie gewöhnlich an der Landstraße. Da war ein Judenkirchhof, wo ich hielt und durch das eiserne Gitter des Portals die hebräischen Inschriften zu lesen mich befleißigte, welche die halb stehenden, halb liegenden Leichensteine enthielten. Während ich über die frischen, weißgetünchten Wände des Grabhauses, über diese höchst moderne Fabrikation und den jüdischen Nationalismus philosophirte, über etwas, was mir damals so hohl, und jetzt so ehrenwerth erscheint, klopften mir die beiden Mädchen auf die Schultern: Auguste, immer gleich in ihrer Stimmung, in lebhaften, farbigen Kleidern: Seraphine erst lächelnd, forschend, wie ich wohl gestimmt wäre, im Uebrigen aber ganz so kahl, fahl, monoton und asch-

grau gekleidet, wie damals, als ich sie auf dem ***platze erwartete. Nun ermunterte mich aber gewöhnlich Augustens Gegenwart, so daß wir tapfer vorwärts schritten, viel Wichtiges und Scherzhaftes durchsprachen, und uns bald ermüdeten. An einem kleinen Graben, der die Wiesen bewässerte und an seinen Uferrändern mit zahllosen Vergißmeinnicht besetzt war, pflegten wir uns dann eine Weile im frischen Grase auszuruhen. Seraphine breitete ihr verhängnißvolles graues Umschlagetuch auf den Boden hin und schüttete Obst darauf aus, das sie am Thore gewöhnlich mit viel zänkischem Hin- und Herreden erhandelt hatte. Da saßen wir drei Seelen denn ganz allein unter dem freien Himmel, der sich in unermeßlicher Weite blau über uns wölbte. Wir schienen so eng verschwistert, so harmonisch zusammenklingend und doch lagen die erschütterndsten Geheimnisse zwischen uns. Seraphine ahnte schon Alles. Sie schwieg eine Weile, legte dann eine Birne, die sie eben versuchen wollte, auf das Tuch nieder, ergriff meine und Augu-

stens Hand und fügte sie in einander. Ganz erschrocken war ich und sagte zu Augusten: „Ja, haben wir uns denn erzürnt?“ Auguste sprang aber auf und sagte sehr gleichgültig: „Jetzt müssen wir wohl gehen. Es wird zu spät.“

Nach einer darauf sehr einsylbigen Wanderung kamen wir endlich in dem Dorfe an, wo das junge Liebespaar sich einer daselbst ansässigen Familie vorstellen sollte. Die Besitzung lag am äußersten Ende des Dorfes und bestand aus zwei Häusern, von denen jedes das Entgegengesetzteste, was sich denken läßt, umschloß. In dem einen etwas tiefer in den Garten hineingebauten wohnte ein steinalter Geistlicher, dessen um zwanzig Jahre jüngere Gattin sich im Vorderhause bei ihrer Tochter und Enkelin aufhielt, deren Gatte und Vater ein ehrlicher Mann war, welcher die Landwirthschaft trieb.

Der alte Herr war in einem Landstädtchen Geistlicher gewesen, hatte darauf wegen zunehmender Altersschwäche seinen Dienst verlassen und wohnte nun bei seinem Schwiegersohne in

einem artigen Zimmer, dessen Fenster von Weinlaub, türkischer Bohnenblüthe und orangegelber Kresse beschattet waren. Als ich eintrat, lüftete er sein schwarzes Käpplein und ich war wie auf Kohlen, denn man hatte mir gesagt, daß er schon kindisch wäre. Ich wüßte durchaus nicht. Es war ein eigensinniger Alter, der eine Welt verdammte, die sich ihm über Nacht geändert hatte. Sein erstes Wort war sogleich: „Sind wohl auch Mystiker?"

„Mystiker?" Ich bejahte das Prinzip und verneinte die Bezeichnung.

Da gab er mich schon auf, blickte gen Himmel und begann mit einer aus tiefster Seele quillenden Ueberzeugung von der rationellen Theologie des vorigen Jahrhunderts zu sprechen. Teller, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Steinbart, waren die Apostel seines Glaubens und mit verklärten Zügen ergriff er meine Hand, und drückte sie an sein Herz.

Dann stützte er sich auf meinen Arm und winkte, daß wir mit ihm hinausgingen in den

Garten. Die Anlage war erst einige Jahre alt und noch etwas frei. Es fehlte an Bäumen; aber dafür dufteten alle Beete von den herrlichsten Blumen. In der Mitte kreuzten sich vier mit Buchsbaum besetzte Wege und trafen in einer riesenhaft angelegten Laube zusammen, welche durch ein rankendes Schlinggewächs von unten bis oben in die schön gewölbte Kuppel grün umzogen war. Hier nahm nun der alte Mann sein Mützchen ab, faltete die Hände, und sagte: „In diesem Tempel verehr' ich Gott. Flüsternde Blätter heben mit sanfter Musik die Seele zu ihm! Hier athm' ich, was da heißt, Odem Gottes. Heilige Natur! du bist meine Religion. In jedem Lenze, wo du Schlummernde! wieder aufwachst und das Veilchen am Bache, die Ceder auf dem Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenstrahls sich entgegenfreut, wird der Bund besiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geschlossen hat."

Dem alten Manne rannen die Thränen von der Wange; ich ergriff seinen zitternden Arm

und führte ihn hinweg. Zwar von der Wahrheit dieses Gefühls tief ergriffen, versteckte sich in meiner Seele doch etwas Feindseliges. Spekulative Netze hatten mich schon damals gefangen, ich glaubte über dem Greise zu stehen, der mit seiner Hingebung an die Natur mir nur erst auf der untersten Stufe des Gottesbewußtseins angelangt schien. Ich hielt dafür, daß er sich Heide nennen dürfte — und jetzt — wie ist Alles so anders in mir! Jetzt könnt' ich den Kleidessaum jenes Propheten der Natur küssen, welcher damals still und zitternd an meinem Arm in das lärmende Vorderhaus schlich.

Die Gattin des Herrlichen war für mich wenigstens, was man so zu nennen pflegt, eine unangenehme Prise. Sie nahm mich forschend auf, und als sie merkte, daß ich etwa reif genug wäre, um ihren Bildungsgrad zu verstehen, entwickelte sie ein Benehmen, welches zwischen der astronomisch-sentimentalen Poesie Tiedges und dem malitiösen Welttone Göthes die Mitte hielt. Sie ironisirte die ge-

kochten Aepfel, welche wir zur Nacht nahmen; sie wollte mir den Beweis geben, daß sie sich diesmal nicht in ihrer Sphäre befände. Auf ihren Mann, der mit ängstlicher Hast und zahnlosem Munde die weiche Speise verzehrte, blickte sie, wie ungefähr Prometheus auf den Felsen geblickt haben mag, an welchen er angeschmiedet war. Trotz der Goetherei dieser Frau, trotz ihrer pretiösen Bedeutsamkeit in Schicksal und Antheil haßte sie den Dichter. Seiner von ihr behaupteten Unsittlichkeit wegen verfolgte sie ihn das ganze ländliche Souper hindurch, und erzählte eine Geschichte aus Halle, wo eine Gattin ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern untreu geworden wäre, weil sie die Leiden des jungen Werther gelesen. Und dabei erinnerte sie mich an die Gewohnheit, welche einige unserer jungen Kritiker angenommen haben, nämlich Goethe niemals ohne seinen Vornamen zu nennen, gleichsam als wollten sie ihm damit jenen idealen Schmelz, jenen Titanenmuth wiedergeben, welcher durch die Weimarer Ministerstelle

etwas erstickt wurde. Nur schloß sie sich dabei mehr an die Allgemeine Deutsche Bibliothek an, und versah den Dichter immer mit seiner bürgerlichen Bezeichnung. Oder sollte man glauben, daß sie Herrn von Goethe persönlich kannte? Ach, es machte mir wenig Freude, daß Seraphine an dieser Frau hing, daß ihr drittes Wort immer die Predigerin war. Ihr vertraute sie alle ihre Geheimnisse an, und fand dann jenen mit weltkluger Miene gegebenen Trost, welchen sie in den Schriften der Henriette Hanke, in Witschels Morgen- und Abendopfern und den Stunden der Andacht auch hätte finden können.

Als wir am späten Abend zum Dorf hinaus gingen, siehe da trat uns aus einer Heckenwand, welche des Dorfes Gränze bildete, Jemand entgegen, der auf uns gewartet hatte. Es war verabredet, daß wir Herrmann an dieser Stelle träfen. Herrmann hatte auf Schule und Universität das Recht, sich mein anderes Ich zu nennen. Seit jenem Augenblicke, wo er auf zwei

Krücken in die Klasse schlich, und uns als neuer Mitschüler empfohlen wurde, wo ich ihm aufpaßte und ihm meine Liebe, meine Wartung seiner körperlichen Mühsal anbot, waren wir unzertrennlich verbunden. Freilich gab es zahllose Differenzen zwischen uns, aber hatten wir im Irdischen Zwistigkeiten, so begegneten wir uns wieder, da wir ganz gleiche Sympathien in uns trugen, im Aether unserer Ideale. Herrmann war der älteste Sohn eines Landpfarrers, der die Preußische Agende nicht annehmen wollte, und daher immer auf dem Sprunge stand, mit Frau und zehn Kindern nach Amerika auszuwandern. Die Widersetzlichkeit gegen diesen tollkühnen Entschluß, den eine unnöthige Verzweiflung dictirt hatte, die unverabredete Anwaltschaft seiner bei diesen Excentricitäten schmerzlichst leidenden Mutter, beides hatte ihm eine frühe Reife und Selbstständigkeit gegeben. Später erholte er sich von seiner Hüftenkrankheit, warf die Krücken weg und hinkte ein wenig, was mit seinem Temperament sonderbar kontrastirte. Herrmann wollte

Seraphinen sehen. Er sahe sie nun zum Erstenmale in einer Beleuchtung, wo sie sich am besten ausnahm, bei Mondschein. Er führte sie und verlor sich bald, wie es jungen Norddeutschen eigen ist, in ein zartgesponnenes Gespräch über Liebe, Gegenliebe, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Ich ging lautlos neben Augusten; und nur zuweilen rückten wir alle vier zusammen und sangen auf der stillen Landstraße: Es blinken drei freundliche Sterne! dabei schienen unsere Blicke verklärt und doch bluteten die Herzen. Wer dies Concert jubelnder Stimmen hörte, ahnte wohl nicht, daß sie im Grunde ein trauriges und verzweifelndes Thema variirten. Als mein Freund und ich von den Mädchen schieden, war Jener hingerissen durch Seraphinen. Ich schwieg, und hatte es wahrlich zehnmal auf den Lippen, sie ihm abtreten zu wollen.

Die Opposition der Predigerin gegen Goethe im Sinne Pustkuchens bringt mich darauf, einen Dichter zu nennen, der damals für mich ein eigenes Studium wurde. Das war Bür-

ger. Eines Tages bracht' ich seine mit einem Porträt gezierten Werke den beiden Schwestern. Seraphine, die Bildung genug besaß, um Bürgers Leben zu kennen, erblaßte, als ich den Namen nannte. Ich sprach ohne Rückhalt mit feurigen Worten und leidenschaftlichen Mienen von den Leiden des Mannes, von Molly, als sie sich losreißen wollte, von seiner Liebe zur Schwester seiner Gattin. Hier zeigte ein Bild seine schmerzhaften Züge, diesen gutmüthigen frommen Glanz des Auges, dies schlichte Haar, das glatt gekämmt, ganz gegen die Sitte seiner Zeit vom Scheitel des unglücklichen Mannes hing! Als ich dies Alles ausdeutete und die Geschichte Bürgers erzählte, standen mir die Thränen in den Augen, so daß die Mädchen stumm zur Erde blickten, und Seraphine seufzend ankündigte, wir würden heut zu Evelinen gehen.

Dies war der schmerzlichste Abend. Seraphine verlangte schon keine Zärtlichkeit mehr, sie war stolz genug, nichts haben zu wollen, was ich für sie nicht besaß. Allmählig bekam sie

eine wunderbare Festigkeit und ich wußte nicht, was sie mit der glorienhaften Miene wollte, als hätte sie einen Triumph genossen. Nothwendig mußte in ihrer Seele etwas vorgegangen seyn und noch denselben Abend erfuhr ich es. Sie drängte mich zu ihrer Schwester hin, warf ihr die bittendsten Mienen zu und kaum hörte ich das, was sie mir ins Ohr flüsterte. Eveline sang dabei: Treu geliebt und still geschwiegen.

Seraphine hatte auch in der That noch nichts gesprochen; denn die Stimme versagte ihr. Endlich hörte ich ohne daß sie weinte: „Arthur, sie wird dich lieben!“ Ich wende mich um. Nun erschrickt sie. Und warum erschrickt sie wohl? Ach, weil sie keine Thränen hat! denk' ich: weil sie eine Lust im Schmerze sucht, weil ihr diese Resignation eine leidende Folie gibt.

Und nun brach der ganze Rigorismus meiner Gefühle aus. Ich stieß sie, die mir ein so großes Opfer bringen wollte, von mir. Groß? Groß? Sie kostet es nichts, dacht' ich; sie

schwelgt in dieser schmerzlichen Situation: Sie will mit dem Myrtenkranz sterben, wenn ich ihre Schwester heimführe, wenn alle Menschen sie als Märtyrerin ihrer Liebe anbeten werden und sagen: Schaut, schaut, was sie that! Verdammte Sentimentalität!

Diese Scene bildete den Wendepunkt meines ganzen Verhältnisses zu Seraphinen. Hier durchkreuzten sich endlich alle Fäden, an welche damals die Psyche meines Lebens gefesselt war. Ich hatte mich durch meine Liebe nicht absorbiren lassen. Sie verpflichtete mich nicht. Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust ihren Widerhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft.

Seraphine war das Herz, das zwischen die Räder eines wildstürmenden Schöpfungs- und Zerstörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen ideellen Sympathien. Ich sahe in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutschen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral. Ein Herz, das liebt, liebt um jeden Preis, war meine Voraussetzung und ein Herz, das entsagen kann, liebt nicht, meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schwester hassen, da ich ihre Schwester liebte, Seraphine muß sich an meinen Besitz anklammern, selbst wenn ich sie an den Haaren schleifte und — nun verwerf' ich sie.

Mein erster Entschluß war, die Empfin-

dungen für Augusten erfrieren zu lassen. In der Jugend, wo man von Illusionen lebt, kann man Alles. Es wurde freilich schwer, Augusten zu vergessen, zuweilen wurd' ich noch weich und die Eiskruste, die mein Herz umgab, thaute wieder auf: allmählig aber beschränkte sich meine Neigung zu Augusten auf eine Benutzung von gerade so viel guten Gelegenheiten, als sich darboten, um einmal ihre Hand oder beim Spiele meine Lippen auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Innere Regungen unterdrückt' ich dabei: ich beobachtete nur die Feinheit ihrer Haut, weil auf ihr jede Berührung dieser Art immer ein Maal zurückließ, welches fünf Minuten brauchte, um sich zu verwischen. Im Uebrigen ging ich darauf aus, Seraphinen jede Veranlassung zu ihren Tragödien zu nehmen. Ich überwand meine Gefühle um den Stolz der ihrigen zu überwinden. Ich sagte ihr an mir würde sie die Glorie der Entsagung nicht verdienen, weil ich gar nicht wüßte wem zu Gunsten sie denn entsagen wollte. Mit gräßlichem Spotte folterte ich

sie, muthwillig zerriß ich die Cypressen, welche sie im Geist schon auf ihren Grabeshügel pflanzte. Böses Herz war dies nicht: ich glaubte nur im Auftrage des Richtigen zu handeln.

Jetzt war mir an Seraphinen Alles fatal. Mit meinem terroristischen Scallpell anatomirte ich ihre Seele, in der sich nichts mehr verbergen durfte. Wenn sie den Mond, wenn sie die Sterne anrief, ich nannte es Verbrechen. Wenn sie mir mit ihrer Witschelschen Glaube-Liebe-Hoffnungspoesie, mit ihren Wilmsenschen, Spiekerschen Jungfrauenlein Eintritt in die Welt kam, mit ihren Nachlässen Rosaliens und Serenas Brautmorgen, so wurd' ich unmuthig. Zahllose Briefe, die sie mir des Abends in die Hände drückte, las ich nicht. Nämlich äußerlich waren wir noch ganz geruhig und erträglich: die Welt ahnete nichts; aber Seufzer, verzweiflungsvolle Blicke, oft ein nur hingeworfenes Wort drückten unser ruinirtes Verhältniß aus. Es entspann sich ein Briefwechsel, wo ich Wahnsinniger ihr Vorlesungen hielt über Unschuld und

ächtes Gefühl, über deutsche Literatur und tausend heterogene Dinge, von denen ich vorgab, daß sie durch sie in mir beleidigt würden. Die Unglückliche antwortete darauf, mit Träumen, Gebeten, Gedichten, die mitunter durch eine originelle, fast immer symbolische oder mystische Idee ausgezeichnet waren. Ihr ganzes System verwarf ich und um so mehr, da sie Dichterin seyn wollte und ich mir damals einbildete, daß Frauenzimmer nicht die Bestimmung hätten, zu schreiben.

Federer war in diesen Leiden meine Zuflucht. An seiner treuen Brust stöhnt' ich den Schmerz meines zerrissenen Gemüths aus. Wie oft sagt' ich ihm: „Sieh, Fritz, Seraphine hat Geist. Sie hat sogar Verstand und im Verstande Witz. Fremde ziehet sie Stundenlang auf und erträgt ein Gespräch, wo die feinsten Saiten klingen. Wenn ich mich aber hinreißen lasse und ihr meine Begriffe zu entwickeln beginne, dann bleibt sie immer beim Trivialen, Angelernten, bei der Phrase sitzen Ich weiß, sie sind freilich alle

so, die sich vorzugsweise höher dünkenden weiblichen Naturen. Alle haben sich die gefühlvollen Gemeinplätze über Liebe, Religion und Leben zu eigen gemacht und fallen, wenn du aus des Gedankens tiefstem Borne schöpftest, dir in die Flanken mit ihrem schon Alles gewußt haben. Fritz, sie verstehen dich gleich, wenn du noch gar nicht fertig bist, und wenn du sie reden lässest und frägst nun, was sie denn glaubten, daß du meintest, ja, dann sagen sie gerade die Sätze, die du bekämpfst, die ausgedroschenen Strohkissen, auf welchen sich die egoistischen schönen Seelen ausruhen!“

Mein Freund suchte mich wohl zu trösten; aber ich fuhr fort: „Fritz, vergleiche Lina mit Seraphinen! Jene steht mit der Sonne auf: diese träumt bis neun Uhr im Bette, so daß ich der Mutter den Haß nicht verdenke. Jene duftet von der Frische, die des Morgens auf den Feldern liegt. Seraphine hat etwas Stockiges: auf ihrer ganzen Erscheinung liegt eine solche Decke, wie sie sich auf kahnigem Weine zu bil-

den pflegt. Alles, was sie spricht, ist überlegt, gut; aber in dem Sinne überlegt, daß sie auf die Wirkung lauscht. Ich versichere dich, Fritz, gerade die, welche immer mit ihrem Gefühle kokettiren, sind kalt. Seraphine? Glaubst Du, daß sie eine Thräne vergoß, als sie meinen Besitz an Augusten abtreten und vor aller Welt sich mit neuem Glorienscheine umzaubern wollte? Nicht in dem Schmerze lebte sie dabei, sondern in der Thatsache, die sie objectiv erfüllt, von Euch und Allen schon bewundert vor sich sahe. Des Schreckens, der Furcht, des Mitleids glaubst du sie fähig? Nein, Fritz, gewohnt in ewiger Gefühlsschwelgerei zu leben, hat das Gefühl für sie schon das Plötzliche, Ueberraschende und Ergreifende verloren. Stumm und kalt bleibt sie bei fremdem Schmerz. Ach, ich bin hin, hin!“

Fritz zuckte die Achseln. An Hülfe dacht' ich nicht. Ich dachte nur an Trennung; denn dies Verhältniß war die Kette, die mich wie einen Verbrecher an den Klotz der Alltäglichkeit

gefesselt hielt. Nur mit einem Schlage zurückzutreten, wagt' ich nicht, weil ich es meiner Ehre schuldig zu seyn glaubte, bis auf den letzten Athemzug auszuharren. Ich nahm Seraphinen jetzt hin, wie eine Aufgabe, die ich zu lösen, wie einen Notensatz, den mir der Himmel nun einmal herunterzuspielen aufgetragen hatte. Protestation aber wollt' ich mir wenigstens vorbehalten, Protestation, die darin bestand, daß ich darauf studirte, Seraphinen zu quälen. Ich zeigte ihr alle Karten, mit denen ich spielte, offen. Wie oft erzählt' ich ihr nicht, daß ich dereinst ein Weib gewünscht hätte, das leicht, beweglich, zum Transporte geeignet wäre, eine Frau, die gleichsam mein Taschenmesser seyn müßte, das sich zuklappen und einstecken ließe. Ich erzählte ihr das Goethische Märchen von jenem Reisenden, der ein Kästchen bei sich getragen und in jedem Gasthofe geöffnet hätte; da wäre ein Wesen herausgestiegen, das sich vergrößerte zu Menschenlänge und nach traulichem Umgange wieder in das Kästchen zurückkehrte.

Seraphine lächelte dazu; denn sie hoffte, sich nach meinem Systeme umbilden zu können. Zum Beispiel hatt' ich ihre affectirte Lustigkeit getadelt, weil sie sich damit vordrängte und den Leuten doch im Grunde nur Angst machte. Nun glaubte sie grade das Rechte zu treffen, daß sie still und in sich zusammengekauert saß und die Scherze ihrer Freundinnen mit Molltönen accompagnirte, die nicht weniger schreiend von jenen disharmonirten. So wurde mir ihre Erscheinung immer unerquicklicher.

Der Winter nahte heran. Ich spann mich in meine idealistischen Gewebe ein und ertrug das Aeußre zur Noth, da ich innerlich an Leben und Frühling keinen Mangel litt. Im freudigen Kampfe rang ich mit Büchern und Menschen, um zu festen Ueberzeugungen zu gelangen. Den Niederschlag dieser Gährungen ließ ich Seraphinen, einen des Abends ermatteten Körper, der in seinen Nerven überall unsanft berührt wurde, einen Geist, der sich einbildete, der Zukunft vorzuarbeiten und von dem, was der Augenblick brach-

te, immer abwesend war. Poesie wäre jetzt das gewesen, was mich hätte fesseln können; aber Seraphine entwickelte wenig davon. Manches war jedoch wirklich hübsch von ihr und rührte mich. Sie ging zum Beispiel oft im größten Schneegestöber, ein altes Tuch über den Kopf gezogen, und begleitete mich des Abends nach Hause. Wenn wir dann an dem Häuschen vorübergingen, wo Herrmann in einer Dachstube wohnte, und durch Licht die Fenster matt erleuchtet waren, so polterten wir die Treppe hinauf, sie dann in meinen Mantel gehüllt und die Nachbarn täuschend. Herrmann war immer erschrocken und rückte Schemel an den lauen Ofen. Seraphine aber durchstöberte bei dem matten Schimmer, den die Lampe an die Wände warf, Alles, was zu der tumultuarischen Wirthschaft eines jungen Mannes gehörte. Außerdem vernahm ich oft, wenn ich in meiner Wohnung des Abends einsam studirte, ein leises Pochen an der Thür. Oeffnete ich dann, so huschte etwas die Stiege hinunter und unten fiel

die Hausthür ins Schloß. Es war Seraphine die mich nur grüßen wollte. In allem Excentrischen war sie bedeutend. Bei höherer Geistesbildung, glänzenderen Verhältnissen und bei einem so receptiven Manne wie Goethe hätte sie es bis zur Classicität Bettinens bringen können. Ich zweifle aber, ob sie mich damit beglückt hätte; denn ich litt schon genug an der tiefsten Potenz dieser Originalitäten.

Mit den Weihnachten näherte sich endlich die Katastrophe. Selbst in dem, worin wir uns Freude machen wollten, kränkten wir uns.

Noch vergegenwärtig' ich mir lebhaft jene Scene, als Seraphine und ich in dem engen Hospitalstübchen saßen. Draußen knisterte der Frost: drinnen athmete der glühende Ofen. Eine spärliche Flamme aus zinnerner Lampe beleuchtete uns, die wir schweigend auf den Boden blickten.

Lina fragte mich, was ich wohl geschenkt haben möchte, ob ich einen Tragband oder ein Notizbuch vorzöge? Höflich, wie ich glaubte,

antwortete ich: „Was erhält denn Fritz?" Sie sagte „ein Notizenbuch." „Nun ja," fiel ich ein, „das wäre mir auch lieber. Man kann es doch zeigen, man kann doch vor den Leuten ein wenig groß damit thun, man kann doch seinem Mädchen Complimente und Kundschaft damit zuwenden. Ein Tragband? das sieht Niemand; ich möchte um Alles in der Welt kein Tragband haben!"

Seraphine stieß einen Schrei aus und ich begriff sie nicht. Keine Ahnung hatt' ich davon, daß sie sich etwa hinsetzen konnte des Nachts, die Arme, mit blöden verweinten Augen, daß sie an Weihnachtsfreude hätte denken können. Ich tobte wie ein Thier über diese empfindsamen Convulsionen, für die es keine sichtbaren Gründe gäbe, während Lina die Augen senkte und für zwei der unglücklichsten Geschöpfe still zu beten schien.

Mit dem Tage des Herrn flackerte der matte Schein unserer Liebe noch einmal etwas heller auf. Ich ging zu einem Schreiner und kaufte einen kleinen Nähtisch, und weil ich Niemanden an dem Feste finden konnte, der mir ihn getragen hätte, so

nahm ich das Ding auf den Kopf und watete damit durch den Schnee ohne Zwang zu meiner blassen Liebe hin. Auf der Straße hatte Alles Eile, Niemand beobachtete mich. Zuweilen stellt' ich meine Last nieder, und kaufte Bänder, Spitzen, Lebkuchen, Wachsstöcke, Pfeifenröhre, einen Weihnachtsbaum, etwas Silberzeug und Theodor Körners sämmtliche Werke, kurz ein ganzes Waarenmagazin, womit sich eine deutsche Familie im Kleinen beglücken läßt. So behangen und betrödelt kam ich denn an dem holländischen Glockenspiel an, um meine Siebensachen zu verbergen. Mein Herz pochte vor Freude; denn ich dachte nur an die strahlenden Gesichter, welche mir entgegenlachen würden und es war mir als hätten an diesem Feste auch die Seelen neue Gewänder angelegt. Als Seraphine von den kleinen Wachslichtern an dem Baume geblendet, in meinen Armen lag, feierte ich mit ihr die herzlichste Aussöhnung. Jung und Alt stand rings um uns her und betrachtete die Bescheerung. Frohlockend nahm ich das Tragband,

womit sich mir das neuliche Räthsel des Aufschreiens enthüllte und Auguste hatte mir ein Uhrband von Perlen gehäkelt.

Bis über das neue Jahr hinaus dauerte diese wechselseitige Zufriedenheit. Da kamen aber bald die alten Zweifel und Sorgen wieder und in mir um so heftiger, als Seraphine sich einzubilden schien, daß ich nur launisch gewesen und jetzt vollkommen wieder mit ihr zufrieden wäre. Die Correspondenzen, welche sie um jeden Preis wieder anknüpfen wollten, um mir ihr Herz zu zeigen, reizten mich heftig. Ihre sentimentalen Deklamationen waren unerträglich und ich hatte nicht unrecht, daß sie sich besser vorkommen wollte, indem sie schrieb, als indem sie sich so gab, wie sie die Natur geschaffen hatte. Die alten Wunden brachen wieder auf, ich flüchtete zu Fritz, der mir ein heroisches Mittel empfahl, nämlich, mich zurückzuziehen.

Ich ergriff es zuletzt, da Umstände eintraten, die es milderten. In einem vornehmen Hause wurde eine Gesellschafterin gesucht und man wandte sich zu diesem Zwecke an Seraphi-

nen. Die Familie sprach darüber hin und her, die Meinungen waren verschieden, bis ich den Ausschlag gab, daß sie die Aufforderung annehmen sollte. „Denn,“ sagt' ich vor Allen grad heraus, „Seraphine ist ohne Erfahrung und voller Eitelkeit. Mag dies ihre Prüfzeit werden! Briefwechsel findet zwischen uns nicht Statt; denn ihr Erbübel ist die Feder und die Phrase.“ Ueber diese Erklärung fehlt' es freilich an Erstaunen nicht; aber Seraphine die immer noch dachte, meine Liebe gewonnen zu haben, unterzog sich freudig dieser Anordnung und ich trennte mich spät Abends von ihr, heftig erschüttert über einen Schritt, den ich thun mußte um mein Leben zu retten.

Nun vergingen drei Monate, daß ich nichts mehr von Seraphinen vernahm. Der Eingang beim Vater stand mir immer offen, und ich benutzte ihn um meine Sehnsucht nach Augusten befriedigen zu können. Ich sprach nie über Seraphine mit ihr, mit Niemandem, und Allen war der Bruch entschieden.

Da erhalt' ich eines Tages von Seraphinen ein Billet, worin sie mir ein kategorisches Entweder=Oder vorschlug und dabei ein Verhältniß berührte, das sich ihr für ihre Lebenszeit anböte und das sie auch annehmen würde, wenn ich in meiner Resignation verharrte. Eine solche Sprache kam mir unerwartet und zitternd vor Wuth lief ich zum Vater, bei dem ich kaum zu Worte kommen konnte. Er benutzte meine Verwirrung und setzte mir mit Ruhe dasjenige auseinander, was sich in dem herrschaftlichen Hause entsponnen hätte. Einer von der Bedienung nämlich, ein schlanker schöngewachsener Mann, den man Philipp nannte, hatte eine glühende Neigung auf Seraphinen geworfen, mit der sie, wie es ihre Art war, nicht kurz abbrach, sondern höchst witzig und geistreich spielte. Doch hielt sie diese Maske gegen eine energische Bewerbung nicht lange aus, sondern war bestürmt und in die Enge getrieben, daß sie endlich einen Entschluß fassen mußte. Und doch, sagte der Vater, verwundere er sich, daß sie es hätte thun können.

Es war auch nur verzweifelte Verstellung bei Seraphinen. Sie dachte nicht daran, den Bewerbungen Philipps Gehör zu geben; aber, wie sie denn in praktischen Dingen immer auf das Verkehrteste gerieth, so glaubte sie sehr gescheut durch jene Alternative auf mich zu wirken und mich mit einem Schlage wieder für sich zu gewinnen. Als sie nun aber von mir die volle Zustimmung zu ihrem Entschlusse erhalten hatte, geberdete sie sich wie eine Rasende und gab Absichten zu erkennen, die nöthig machten, daß man sie bewachte. Sie wollte sich den Tod geben, wenn sie mich wenigstens nicht noch einmal spräche. Und dies Gespräch ihr zu bewilligen, wurd' ich nun von allen Seiten bestürmt.

Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, die den vor der Stadt gelegenen Park mit magischem Helldunkel schmückte. Seraphine hing mir am Arme und schmiegte sich mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu meinem Antlitz auf, das sich mit seinem resignirten Lächeln gar leicht dem Monde verrieth. Wirklich war ihr ganzes Wesen fri-

scher und natürlicher, und sie behauptete, sich in allen Stücken zu ihrem Vortheil verändert zu haben. Ich nahm das Alles sehr einsylbig hin, fühlte mich jedoch unwillkürlich an sie gefesselt, als ich merkte, daß eine dunkle Gestalt im Schatten der Bäume uns nachschlich, und mir Seraphine erklärte, an der Mütze mit der goldenen Tresse erkenne sie Philipp. Ich sah, daß ich hier meinen Mann stehen mußte und der Muth, für mich selbst aufzutreten, ging auf Seraphinen mit einer Wirkung über, daß ich sie wenigstens in dieser Lage vertheidigt und für die meine erklärt hätte. Doch hielt sich der Mann in ziemlicher Entfernung, ob er uns gleich nachschlich, bis ich von Seraphinen Abschied nahm.

Damit schloß aber auch das Verhältniß; denn ich erklärte ohne Weiteres, daß man für die Liebe sich nicht erziehen könne und mein Lebensschiff in die hohe See gelichtet hätte. Sie verfiel in tiefe Betrübniß, schrieb noch einigemal und drückte sich zuletzt nur noch durch Blumen aus, die sie mir des Abends ins Fenster

warf. Einige Monate später erfuhr ich, daß sie die Bewerbungen Philipps annähme, ihm aber eine unerläßliche Bedingung gestellt hätte. Sie wollte nicht umsonst ihr Herz brechen machen, die Arme, sie wollte mit ihrer Liebe wenigstens etwas wirken. Philipp war katholisch und sie erklärte, ihm Gehör geben zu wollen, wenn er protestantisch würde. Diese Idee hatte etwas, das ihr Inneres verklärte, ihren Stolz hob, sie hatte etwas von der Märtyrerschaft, nach welcher sie so begierig war. Der Gedanke, dem Himmel sich als Opfer zu bringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beseelte sie und sie fing selbst an, ihren Katechumenen zu unterrichten und ihm die Lehrsätze des Protestantismus auseinander zu setzen. Er durfte sie vor dem öffentlichen Uebertritt kaum mit der Hand berühren. Sie war dabei mitten in einem Geschäfte, wovon sie glaubte, daß sie für so Etwas eigentlich geboren sei.

Doch das Alte vergaß sie nicht, wenigstens

den Schwur nicht, den sie mir gegeben hatte, sich niemals zu verehelichen, und den sie um ihr Versprechen an Philipp zu erfüllen, von mir wieder einlösen mußte. Sie lud mich eines Nachmittags ein, sie in der väterlichen Wohnung zu besuchen. Ich kam und sah hier die mir schon ganz fremd gewordenen Umgebungen meiner Leiden wieder. Seraphine kam mir schluchzend entgegen, ganz schwarz gekleidet, im Haar sogar eine Agraffe von schwarzem Crepp. Sie fühlte diesen Moment, wo wir auf ewig Abschied nehmen würden, tief und mich selbst drückte nicht weniger die Erinnerung des Vorangegangenen nieder, das still erlebt, ohne fernere Ansprüche hinter uns lag. Diese Scene wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Zwei Seelen, die sich nach langen Qualen, nach hundert vergeblichen Versuchen, sich auf immer zu verschmelzen, nun ruhig und reuevoll auseinander setzen, und zum letztenmal umarmen, ohne Leidenschaft, ohne lauten Schmerz, daß der Eine nun dort- der Andre dahin wandern

müsse! Ich bedurfte der ganzen Umgebung und der komischen Züge, die sich noch in dies Bild mischen sollten, um in meiner Wehmuth nicht zu vergehen. Seraphine wollte mich nämlich wie einen Ehrengast bewirthen, und regalirte mich mit einem Kaffee von dem sie bedeutungsvoll und damit einen Blick auf altes Lamentiren eröffnend und lächelnd sagte, daß er ihr eignes Produkt wäre. Nun diese Prosa der Maschine, die nicht recht brennen und der Sahne, die nicht recht färben wollte, diese Thränen und dies Kaffeewinken zusammengenommen — die Brust wollte mir zerspringen. Wir lachten und weinten, wir hatten gar keine Gewalt mehr über unsre Mienen, sondern die widersprechende Situation und das innere Vergehen vor Schmerz machten alle Fibern tremuliren, so daß wir gar nichts mehr zu stammeln wußten, als: „Ach Gott, ach Gott!"

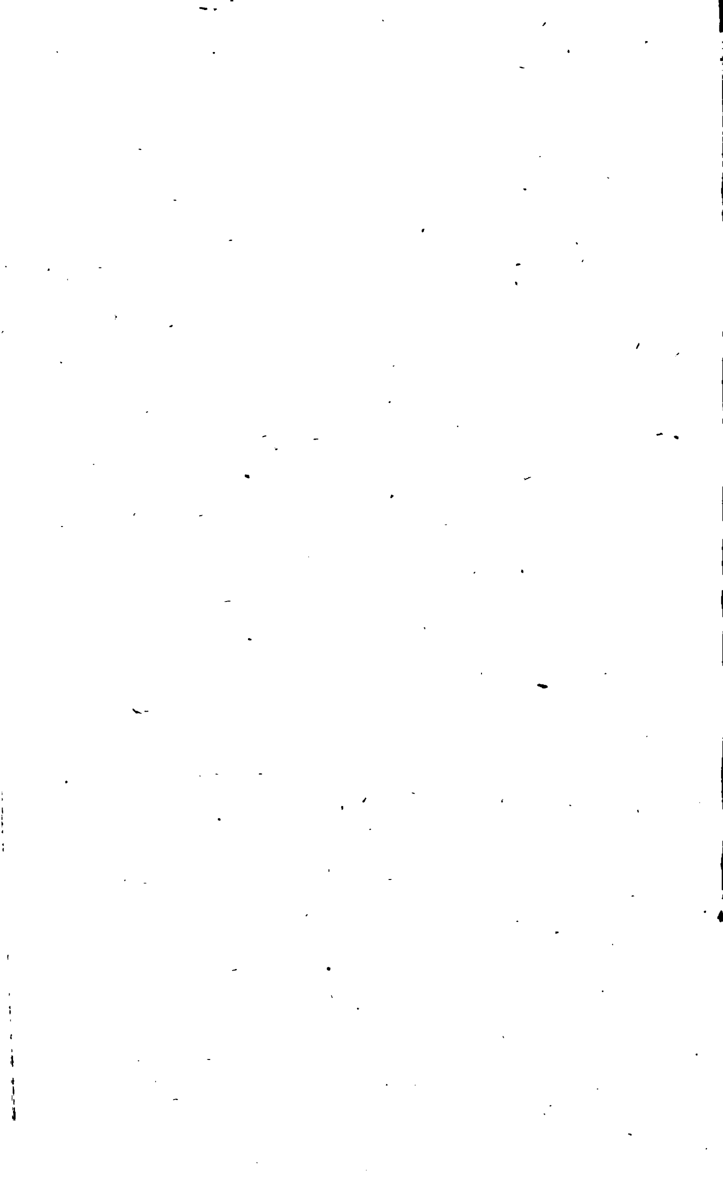
Ein Geräusch an der Thür störte uns. Philipp kam: ich schlich mich durch ein Seitenzimmer davon und seitdem hab' ich Seraphinen heut zum ersten Male wiedergesehen.

Arthur blickte nach dieser Beichte auf Julien, die ihn aus der Ecke des Wagens, aus der Dämmerung des Morgens, mit unheimlich glänzenden, gespenstischen Augen anstierte. Sie schien wie abwesend und hatte auch wenig von Arthurs Erzählung gehört.

Der junge Mann, zerknirscht von den Erinnerungen an seine frühere Jugend, und an Seraphine wie an einen Engel denkend, den er durch seine Ungeduld und Zerrissenheit um den Himmel betrogen hatte, warf einen verächtlichen Blick auf die kokette Frau, die jetzt gähnte und sich dehnte, als hätte sie im tiefsten Schlaf gelegen. Er rief den Kutscher an, und sprang zum Wagen hinaus, der inzwischen schon bei der Stadt angekommen war. Gelähmt in allen seinen Empfindungen, von Schaam ergriffen, daß er einem so kalten Weibe die idyllischen Geheimnisse seines Lebens Preis gegeben hatte, hüllte er sich in seinen Mantel, und warf sich, zu-

Hause angelangt, auf sein verspätetes Lager. Unter heißen Reuethränen über Seraphinen, die nur von dem Schwure, Julien auf immer verlassen zu wollen, erstickt wurden, schlief er ein, da eben die Sonne am Rande des östlichen Horizontes aufblitzte.

Zweites Buch.



Frau von Oppen, eine liebe, gute Frau, hatte selbst die Gefälligkeit, ihrem Sohne die Cravatte zuzuschnallen. Edmund wollte auf den Ball gehen, welchen heute die Freimaurer den Schwestern gaben, und wo auch männliche Verwandte und Uneingeweihte aller Art diesmal zugelassen wurden. Die Mutter betrachtete ihren Sohn mit dem ganzen Schmelze ihrer Zärtlichkeit und schien in Edmunds Mienen etwas lesen zu wollen, was ihr vielleicht Trost und Genugthuung geben sollte. Ihr ganzes Benehmen verrieth, daß sie sich gewisse Saiten im Gemüthe ihres Sohnes zu berühren scheute, und mit ihren Besorglichkeiten ihm mehr zu= als abreden wollte.

„Nimm Dich nur in Acht, Edmund," sagte sie," und tanze nicht mit Deiner gewohnten Leiden=

schaftlichkeit! Sieh, wie Du keuchst, wenn Du Dich ein wenig beeilen willst! Ich fürchte noch immer für Deine Brust!"

„Ach, liebe Mutter" — verwies sie Edmund gutmüthig.

„Ja, hören willst Du nicht," fuhr die Treffliche fort; „der Medicinalrath muß durchaus Dich einmal mit dem Telescop" —

„Stethescop Mutterchen!" verbesserte Edmund lachend.

„Ja, Du lachst! Edmund! Die Eltern haben dann die Sorge und ich überlebte die Stunde nicht, wo ich Dich" —

„Leih mir Deine Urkette!" fiel Edmund ein, um nur das Gespräch aus dem Lazarethtone herauszubringen; „sie steht vortrefflich auf dem Sammtgilet."

Die treue herzliche Frau von Oppen hastete fort und brachte das Erbetene, wofür Edmund dankte und sie dann bat, ihn doch zu lassen, es wäre noch nicht Zeit, auf den Ball zu gehen und es mache ihm eine unerträgliche Angst, wenn

sie ihn immer so bedenklich ansähe. Die gute Frau schlug die Augen nieder, wünschte ihm Heiterkeit und Erholung und verließ ihn mit besorgten Mienen.

Als Edmund allein war, richtete er alle seine Gedanken auf den Freimaurerball und Julie von Magnus, die er anbetete. Er setzte sich an den offenen Flügel und stürmte die leidenschaftlichsten Phantasien herunter, sprang dann wieder auf und ergriff einen kleinen Zettel, auf dem er einige Verse verzeichnet hatte, die er Julien zuflüstern wollte und welche auf die heutige Situation angepaßt waren. Er las:

Suchst Du wirklich, Dich behende
Unter exoter'schen Zeichen
In die innern Tempelwände
Salomonis einzuschleichen?

Fühlst Du solchen Wissensmangel,
Daß Du Dich als frommen Laien
In den mystischen Triangel
Eilest, walzend einzuweihen?

Laß das Schurzfell, Kelle, Tiegel!
Komm und nimm von mir die Weihniß,

Unter eines Kusses Siegel
Philadelphisches Geheimniß!

Indem Edmund noch darüber nachsann, was er antworten sollte, wenn Julie sagen würde, daß sie, um sein Gedicht zu verstehen, das Conversationslexicon nicht zur Hand hätte, trat einer seiner Freunde ein und berichtete ihm zu schmerzlichster Ueberraschung, daß Julie bei den Freimaurern nicht erscheinen würde. Er kleidete das recht hübsch unter dem Wortspiel ein, der Sansfaçon fehle unter den Francmaçons.

Edmund hatte Julien seit mehren Tagen nicht gesehen und erschrak, als er erfuhr, daß sie auch eben so lange schon krank wäre. Leicht alterirt und excentrisch, wie er war, sank er auf das Sopha nieder und kam erst zur Ruhe, als ihn sein Freund mit der bösen Botschaft verlassen hatte. An den Ball dachte er nicht mehr. Ihm lag nur noch daran, zu wissen, was über seine Freundin gekommen wäre, und ob sie ihm eine so lange Vernachlässigung verzeihen könne. Ohne jedoch den Plan gefaßt zu haben, sie in einer so

späten Stunde noch zu besuchen, verließ er das Haus und stürmte unruhig und von seiner Theilnahme gefoltert in den Straßen einher.

Er war schon einigemal an dem Hôtel des Ministers von Magnus vorübergegangen und wunderte sich, daß ein Reisewagen vor dem Portale stand, eine kleine Landkutsche aus der Provinz, die hartnäckig ihren Stand behauptete. Eine magische Gewalt ergriff ihn, und ohne festen Vorsatz das offne Haus betretend, war er in die innern Gemächer gedrungen, welche Julie bewohnte. Ihr Cabinet stand offen und da er Stimmen hörte, so scheute er sich nicht, näher zu treten. Das Zimmer war matt erleuchtet. Zwei junge Damen standen an dem Ruhebett, auf welchem Julie ausgestreckt lag. Sie bemerkte Edmund, der hereinzutreten zögerte, winkte ihm und konnte nicht begreifen, wie ihn das Wagniß seines Besuches so betroffen machen konnte. Edmund stand wie betäubt, als er die Begleiterin der jungen Tochter Juliens erkannt hatte. Er hatte nicht nöthig, daß ihm seine kranke

Freundin erst den Namen Seraphinens nannte. Er legte die Hand über die Augen und vermied der jungen Erzieherin nicht weniger überraschte Blicke. Auch sie hatte im Gespräche gestockt, da sie Edmund eintreten sahe. Sie beredete schnell den Abschied, den sie eben nehmen wollte und zog Antonien mit sich fort, um draußen ihr glühendes Antlitz zu verbergen.

Edmund war auf einen Sessel niedergesunken und gab nicht eher Antwort auf Juliens fragenden Blick, (denn mit Worten grüßte sie ihn nicht,) bis nicht unten der Reisewagen sich in Bewegung gesetzt, und sein Echo auf den Steinen der Straße verloren hatte. Ein Seufzer, der nur der Name Seraphinens war, durchschnitt seine Brust und lag so laut auf den stummen Lippen, daß ihn Julie unausgesprochen verstehen mußte.

„Wie kömmt sie zu Ihnen?“ fragt’ er.

Julie wollte den Namen hören und sagte: „Meine Tochter?“

„Nein, Seraphine — ich kenne sie — ich

hab' ihr ein frisches und starkes Jahr meiner Jugend geopfert und meine Opfer waren es, die sie verdarben."

Julie fuhr entrüstet auf und rief: „Ist das erhört! das junge Frauenzimmer befaßt sich mit der Erziehung, nachdem sie von allen meinen leichtsinnigen Freunden die ehemalige Vertraute war. Was hatten Sie denn mit ihr, Edmund?"

„Unglück!" erwiederte er trocken. „Doch fürchten Sie für Antonien nichts. Ein so herb geprüftes Wesen, wie Seraphine, ist zur Erzieherin geboren. Das sind die besten Lehrer, die aus den Trauerweiden, die sie über sich selbst pflanzten, ihre Ruthen schneiden. Mit ihrem Hunger sättigen sie, mit ihrer Blöße bekleiden sie."

„Was wissen Sie von Seraphinen?"

„Ich," sagte Edmund, „weniger von ihr, als sie von mir. Ich denke mit Schrecken an jene Zeit zurück, wo ich in einem Gefühlsleben dämmerte, das in mir keine feste Form und Gestaltung aufkommen ließ. Ich habe nur noch ein

einziges Nachweh dieser Vergangenheit: das ist Schaam und Reue. Auf meinen damals bald stürmenden, bald seichten und windstillen Wasserfluthen trieb Seraphine wie ein hilfloser Nachen hin und her. Wo ich mich bäumte, sie zu haschen, schleuderte ich sie fort: war ich still und sanft, so wollt' ich sie bewegt und sich bewegend sehen. Ich war unglücklich damals; dies die einzige Entschuldigung, wenn ich auch Seraphinen unglücklich machte. Die Strafe muß hier die Entschuldigung seyn."

Julie schien von diesen unverständlichen Andeutungen aufgeregt. Nach einer kleinen Pause fragte sie Edmund, ob er aufrichtig seyn könne?

Edmund war aufgestanden und schritt im Zimmer mit gebeugtem Haupte umher. Dann wandte er sich zu Julien, die ihr Gesicht der Lehne des Sophas zukehrte und sagte aufrichtig genug: „Julie, was mich an Sie fesselt, ist Indifferentismus. Ich habe zu leben und zu lieben auf die eine Art versucht, und Sie füllen als Episode den Uebergang aus,

bis ich es auf die andere Art versuche. Ich liebe Sie darum heißer, als ich je liebte und lieben werde; denn Sie besitzen nicht bloß die Trümmer des alten Fahrzeuges, sondern Sie sind auch der Strand, an welchem ich mein neues baue. Sie zeigen mir in dem Spiegel Ihrer wunderbaren Liebenswürdigkeit nicht bloß das Bild dessen, was ich bin, sondern auch dessen, was ich seyn möchte. Sie beherrschen mich mit jedem Wimperschlage Ihres Auges, aber ich bete zu Gott, daß er mich bald von Ihnen erlösen möge."

Julie sagte darauf ganz leise: „Ich weiß das wohl, daß Ihr Alle, die Ihr nur Worte sagt, die einer Verheiratheten zu hören nicht geziemen, nur arme Gestrandete seyd, Nackte, Hilfsbedürftige, so eben an irgend einem Verhältniß Gescheiterte. Ich nehm' Euch auf, warte, pflege Euch, ich lass' Eure Effekten sammeln, kleide Euch und bin getröstet, Euch zu sehen, wie Ihr bald wieder ein neues, hohes und stolzes Meer befahrt. Bei Ihnen, Edmund,

samml' ich mir gar alle Schläuche voll Wind und Phantasie, und fange Ihre zahllosen Grillen ein und binde Ihre Schwingen, daß Sie nicht zu früh sich wieder in alle Welt vergeuden und Feldzüge beginnen, ehe Sie Ihre Truppen alle an sich gezogen haben. Erzählen Sie mir von Seraphinen!"

Edmund setzte sich ihr zu Häupten und begann, ohne durch einen ihrer Blicke gestört zu werden:

„Ich hatte so eben in Heidelberg meine Studien beendet, als ich in die Residenz und zu meinen Eltern zurückkehrte. Meine damalige Stimmung war so wehmüthig, wie ich sie in dieser Stärke nie wieder empfunden habe. Mein Leben in Heidelberg war verronnen wie etwas, das nie dagewesen war. Mechanisch hatt' ich gedacht, gearbeitet, selbst empfunden. Das rohe und gemüthlose Treiben der Verbindung, zu welcher ich gehörte, hatte mich angesteckt: Alles war an mir formell und äußerlich geworden: jedes Gefühl erstickte die Cameraderie, keine

Regung des Herzens durfte aufkommen, da Einer den Andern überbot, um das Endziel alles Studentenlebens zu erreichen, die göttliche Gleichgültigkeit. Guten Morgen, Herr Bruder! Die Pfeife im Mund, ein schlendernder Gang mit einem großen Pudel, Gleichgültigkeit in Wort und Gebährde; so ging das die schönsten, unwiederbringlichen Jahre hin! Ohne Bewußtseyn macht' ich das Examen, und that, wie die Andern auch. Der Gang wurde nachdenklich affektirt, ein Folioaktenstück lag unterm Arme und so ging ich, wie tief in Geschäften steckend, auf das Stadtgericht. Doch wurden mir diese Aeußerlichkeiten bald so widerwärtig, daß ich sie mit Männlichkeit von mir warf. Aber was half mir das? Ich hatte in meinem Innern keine Speicher angelegt, ich hatte keine Vorräthe für den Winter des Lebens gesammelt, Alles da drinnen im Herzen war leer und dumpf geworden: ich fürchtete mich, als wenn Mäuse durch die dunkeln Herzenskammern liefen. Da kam ich, von der Zukunft nicht gelockt, von der Gegen-

wart verlassen, auf meine Vergangenheit zurück, auf die ersten Jünglingsjahre, die ich so schwärmerisch verlebt hatte. Ich nahm Musik, Tanz, Malerei, ich nahm die Dichtkunst wieder auf, und trieb diese Dinge um so leidenschaftlicher, je mehr ich mich vor meinem Universitätsleben schämte, und die heraufziehende Periode bürgerlicher Gesetztheit fürchtete.

Nur ein receptiver Charakter bin ich. Ich habe keinen Trieb und keine Anlage, etwas zu erfinden. Ich lese lieber als ich schreibe; und wenn ich schreibe, so such' ich nur mich selbst mir näher zu bringen, nicht Andern mich mitzutheilen. All meine Anschauungen sind weiblich. Ich sehe im Dunkeln besser, als bei hellem Lichte und nehme dabei die negativsten, unbestimmtesten Gefühle als etwas, das eine Lebensgrundlage seyn kann, als etwas womit man bauen und schaffen kann. Ich bin mit keiner einzigen kritischen Fähigkeit ausgestattet. Das Rührende, im Theater z. B., rührt mich und wenn es noch so künstlerischer und psychologischer Motive ent-

kehrt. Dem Unmittelbaren erliegt mein Herz. Die schlechtesten Opern ergreifen mich, wenn die Musik nur einigermaßen weich und schmelzend ist. Für Bellini giebt es keinen bessern Zuhörer, als mich. So in Allem.

Die Metamorphose, die mit mir vorging, war eine Rückkehr zu den ersten bewußten Anschauungen des reiferen Knaben. Ich kam mir besser vor, da ich doch nur schwächer wurde. Ich würde in eine allzublöde Weltansicht mich verflacht haben, wenn ich nicht Gelegenheit bekommen hätte, es schmerzlich durchzukosten, wohin der Illusionentaumel führt.

Bei meinen Eltern wohnend fiel mir eine junge Dame auf, die von ihnen mehr für die Gesellschaft, als für die Wirthschaft aufgenommen war. Sie kam mit gutem Humor in unser Haus und fand sich bald in den Ton und Charakter eines eximirten Wirthschaftswesens, der ihr nicht geläufig schien, zurecht. Ich fand an ihren schwächlich zarten Formen, noch mehr aber

an ihrer feinen discantirten Stimme und der Bestimmtheit ihrer Antworten viel Gefallen, unterließ aber eine weitere Beobachtung, da ich wußte, Seraphine würde sich mit unserm Livreejäger verheirathen. Dies Bündniß wurde von den Eltern gern gesehen, weil Philipp, der Bräutigam, seiner Geliebten zu Gefallen die Religion zu ändern versprochen und dies wirklich durchgeführt hatte. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Seraphine dem Tage der Hochzeit mit Furcht entgegensah, da sie sich überhaupt in einem Verhältnisse, das freilich für sie nicht zu passen schien, gedrückt fühlte. Ich nahm Philipps Einladung, Zeuge der Verbindung zu seyn, mit jener Gleichgültigkeit an, die so auffallend ist, wenn sie über einen unterminirten und gefährlichen Boden, ohne davon zu wissen, hinwegschreitet und sich gedankenlos an das begiebt, was selber ohne Gedanken zu seyn scheint. Ich ging in die Kirche, ohne zu ahnen, daß sich hier eine Katastrophe ereignen würde, welche einen ganzen Menschen fesseln und in eine schmerz-

liche Reihefolge unglückseliger Situationen werfen sollte.

Die Zahl der Zeugen war durch die beiderseitigen Verwandten so stark, daß ich glaubte, wenn ich entfernt blieb, es unbemerkt bleiben zu können. Ich trat zur Kirche hinaus in einen engen grünen Raum, der von einer niedrigen Mauer umgeben früher als Kirchhof benutzt schien. Das Gras auf den Gräbern war verdorrt, die kleinen Hügel selbst schon waren abgetreten und dieß gewiß von Leuten, welche die hier aufgespannten Seile benutzten, um Wäsche zu trocknen. Ich setzte mich auf einen dieser Hügel nieder, gedankenlos, während oben vom Thurm ein Glockenspiel ertönte und drinnen selbst die Orgel ein feierliches Präludium begann. Da öffnet sich die Thür der Kirche und Seraphine, im weißen bräutlichen Gewande mit dem Myrtenkranze im Haare, wankt leichenblaß, wie auf der Flucht und hülferufend auf mich zu. Ich eil' ihr entgegen; nachfolgende Freundinnen fangen die Ohnmächtige auf; sie hatte meine

Hand ergriffen und preßte sie mir so krampfhaft zusammen, daß ich nichts thun konnte, um ihr behülflich zu seyn. Die Scene füllte sich, der Bräutigam war erstarrt, der Geistliche kam herbei und traf den richtigen und schönen Ausweg, daß er sagte: „Ihr Gefühl hat sie übermannt!“ Niemand glaubte, daß dieß die Ursache der Flucht war, man schwieg bestürzt über den wahrscheinlichen Grund, stimmte aber in den zarten Vorwand des Geistlichen ein, der eine Vertagung der heiligen Handlung beantragte und durch Zureden dem bekümmerten Bräutigam die Verlegenheit ersparte, als sei er im Momente des Jawortes von seiner Verlobten verschmäht worden. Ich selbst nahm mich, als der Pfarrer gegangen war, der verwickelten Scene an und löste sie auf, indem ich Seraphinen zu ihren Eltern führen ließ, die dicht in der Nähe wohnten, alle Uebrigen aber und Philipp selbst beschied, die Leiden des jungen Mädchens durch allmählige Entfernung und Zerstreuung zu mildern.

Erst als man Seraphinen bei ihren Eltern

auf ein Bett gelegt und von der spannenden Kleidung befreit hatte, trat mir der Vorgang recht lebhaft vor die Phantasie. Ich hörte, wie lieblos die Urtheile waren, welche über Seraphinen gefällt wurden. Man klagte ihre Empfindsamkeit, ihren abenteuerlichen Hang, ihren Leichtsinn an; aber statt daß der Tadel mich ergriffen hätte, entzündete er mich. Ich setzte mir aus der Menge von Wunderlichkeiten, die man über die Arme zu berichten hatte, das Bild einer reizenden Originalität zusammen, ich erhitzte mich noch mehr, als ich nach Hause zurückgekehrt den Eltern die auffallende Geschichte erzählen mußte. Philipp hatte seinen Abschied gefordert und ließ sich im Hause nicht mehr sehen. Er nahm den Vorgang von der richtigen Seite und sagte, als er ging, mit finsterer und bedenklicher Resignation, er wolle noch eine Zeitlang p a s s e n. Das Feld war nun rein, ich wollte es recognosciren, und war täglich bei Seraphinen im Hause ihrer Eltern, wo ich empfangen wurde, als etwas Vornehmes oder als die Herrschaft.

Meine sich immer mehr entwickelnde Neigung zu Seraphinen setzte sich aus zwei Faktoren zusammen: einmal daraus, daß ich in der That Außerordentliches an ihr entdeckte, sodann daraus, daß man dieß hatte übersehen können. Was sie Großes besaß, erschien mir um so größer, je niedriger dieß hatte gestellt werden sollen. Sie sagte mir bald, daß sie sich tief in einen Wahn verstrickt fühle, dessen lichte Momente nur dann einträfen, wenn ich sie besuchte. „Mein Leben," sprach sie zu mir mit einer schmerzlichen Melancholie; „mein Leben kann den Andern kein größeres Räthsel seyn, als mir selbst. Was ich verschuldete, ist viel; aber was ich leiden mußte, steht dazu in keinem Verhältniß. Ich habe immer das gethan, was mir das Nächste und Natürlichste schien, und wenn es geprüft und untersucht wurde, so war es immer nicht viel mehr, als eitel Verbrechen."

„Sie haben die Kreise nicht," sagte ich zu ihr, „in denen Sie leben sollten." „Glauben Sie das nicht," entgegnete sie; „ich werde über-

all anstoßen, wo man nicht übereingekommen ist, mich wie eine Thörin zu behandeln und mir als einer Unverbesserlichen Alles nachzusehen. Das Anstößige liegt nicht in meinen Handlungen oder Worten, es liegt schon in den Bewegungen der Hand, im Ton der Stimme. Unter allen Vergebungen, die der Schwäche entgegenkommen, findet die meine keine; denn alle Welt glaubt, daß ich darin stark seyn will, worin ich mich nur allzuschwach fühle."

Sollten von einer so mysteriösen und tiefsinnigen Sprache nicht meine innersten Nerven getroffen werden? Nachdenkend diesen mit rührender Sanftmuth gesprochenen Worten warf ich allmählig alle Fesseln des alltäglichen Momentes von mir und badete mich in einem Meere von Idealismus, wo ich mir selbst vorkam wie umspült von göttlicher Verjüngung. Es giebt eine andre Welt, dacht' ich, eine andre, hier mitten auf der irdischen Welt selbst, eine Welt, die unter unserm Leben liegt, wie unter einem Siebe. Nur Feines und Edles kann hindurch. Ich

gewöhnte mich von allen meinen Umgebungen zu abstrahiren, ich wußte nicht mehr, was blau oder roth war, ich ging auf der Straße mit somnambülem, schwebendem Fuße; denn nichts von all dem Gewühl mit Wagen, Pferden und Fußgängern, nichts von dem, was man Essen und Trinken nannte, schien mir noch eines daran haftenden Blickes werth.

Eine Erörterung über die vereitelte Heirath wurde niemals angeknüpft. Unser Verhältniß, das sich immer fester zusammenzog, hatte keine Antecedentien gehabt. Wir waren uns beide neu, sie wenigstens mir, dem Schwärmenden. Sie sagte lächelnd zu mir: „Wir Menschen gedeihen wie die Spargeln. Man sticht uns jede neue angeschossene Blüthenkrone ab und wir schießen immer muthig fort, setzen immer auf's Neue wieder an, bis das Gärtnermesser des Schicksals endlich ermüdet ist, und unser geringer noch übrig gebliebener Rest an Triebkraft Raum gewinnt, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu sterben, nach-

dem wir diese letzte Freiheit, die Freiheit des Todes durch zurückgelassenen Saamen für die Zukunft großmüthig erkauft haben.“

So liebte Seraphine bildlich über ihre Lage zu reflektiren. Der Umgang mit mir reizt' ihren Scharfsinn und ich dachte damals, daß vielleicht auch ihre Einbildungskraft von mir erfüllt wäre. Sie gewann ein großes Vertrauen zu mir, entdeckte mir die häusliche Lage in der sie sich befand und nahm, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, meinen Beistand für ihre Zukunft in Anspruch. Aber ihren hoffnungslosen Blicken war ich längst vorangeeilt und mit meinen Eltern einig geworden, daß wir Seraphinen zu zwei alten Damen unserer Verwandtschaft, als eine jugendliche Gesellschafterin bringen wollten. Sie war es zufrieden, und der fragende Blick, den sie bei dieser Mittheilung auf mich richtete, schien mir ausdrücken zu sollen, ob sie die Annahme dieses Verhältnisses durch den Verlust meines Umganges erkaufen müßte? Ich ergriff ihre Hand und sprach einige jener Phrasen, welche die Tra-

dition der Verlegenheit eines so seligen Momentes als herkömmlich an die Hand gegeben hat. Ton und Auge mußten meine Betheurung heben.

Seraphine senkte nachdenklich ihr Haupt und schien sich auf einen Entschluß besinnen zu wollen, dann drückte sie meine Hand welche die ihre längst ergriffen hatte und sagte: „Die Traube ist das Bild der Liebe. Unter allen Pflanzen und Affecten belaubt sie sich am spätesten und blühet. Ihre erste Probe, ihr erstes Leben ist die Erquickung welche sie, gereift zur schwellenden Beere, dem Durstigen giebt. Aber sie bewährt sich noch zum zweitenmale im krystallenen Glase, als Frucht der Kelterung und gebundener Geist gestillter Gährung. Hat die Traube erquickt, so stärkt der Wein; die Süße und Anmuth wird abgelöst vom Arom und dem Feuer.“

Sie sprach dieß nachdenklich ohne aufzublicken. Ich dachte dem Sinne dieser Worte nach und wäre beinahe gestört worden, als ich sie auf ihr früheres Verhältniß zu Philipp be-

zog. Sie merkte dieß und sagte: „Ich bin gegen die Männer gerechter als andere Frauen, denn ich fühle, daß ihre Bedürfnisse alle dieselben sind, und daß es nur an uns liegt, sie auf die richtige Weise zu befriedigen. Ich schäme mich, so sinnend und nachdenklich über ein Gefühl zu sprechen, das in milden Tropfen aus meinem gereizten Herzen rieseln sollte. Ist dieß Liebe, was ich ihnen weihen kann? ich denke zuviel darüber nach, ich weiß nicht mehr sichern Fuß zu fassen, ich kann nichts sagen was so sanft wäre, wie irgend eines der Worte, die Sie zu mir gesprochen.“

Eine Verlegenheit, die mich selbst beängstete, drückte Alles was sie in dieser Situation sprach. Sie wollte mir nicht wehe thun, sie liebte mich auch, sie drückte meine Hand an ihre Augen die so glühend waren, daß die feuchten Thränen darin verlöscht schienen. Sie war eben im Begriff gewesen, das elterliche Haus wieder zu verlassen; ein Wagen stand vor der Thür, sie umarmte mich herzlich, so lange

wir allein waren, nahm dann schnellen Abschied von ihrer Familie und stieg ein, um zu den beiden alten Tanten zu fahren.

Es waren zwei ledig gebliebene reiche Geschwister, bei welchen Seraphine jetzt schalten sollte; sie machten ein Haus, sahen viele Gäste, aber trotz dieses Umganges hatten sie sich eine so wunderliche Lebensweise angeeignet, daß ein Besuch den man bei ihnen machte, immer etwas Belästigendes war. Man denke sich die größte Sauberkeit in einem weitläuftigen, pedantisch angeordneten Haushalte, viel Glas und Porzellan, viel Teppiche und Vogelbauer, und zwischen diesen zerbrechlichen und lärmenden Verhältnissen, zwei wunderliche weibliche Wesen, beide von bejahrtem Alter, die Eine ausgezeichnet durch ihre Originalität, die Andere durch ihre Nachahmung. Was die Jüngste that, war immer sanguinischer und närrischer Einfall; die Aelteste setzte ihren Pedantismus darein, Alles so zu machen, wie Lenchen es gemacht hatte; so zu gehen, so zu sprechen, so zu urtheilen. Das

Komische war, daß beide Schwestern, trotz ihres unabänderlichen Einheitstriebes, doch immer im lebhaftesten Widerspruch gegeneinander standen; denn Lenchen war so unruhiger Natur, daß Sannchen oft den Athem verlor, ihr nachzukommen. Hatte diese kaum angefangen, das zu thun, was jene gewollt hatte, so wollte Lenchen schon wieder etwas Anderes. Sannchen bestand dann darauf, daß es vor fünf Minuten ja so oder so geheißen hätte, daß sie absolut darnach handeln wolle, worauf vor fünf Minuten die Uhr gewiesen hätte und Lenchen schrie, daß sie ein unglückliches Wesen wäre, weil ihre Schwester ihr Nichts zu Willen thäte, und immer nicht nur nach, sondern auch auf ihrem eigenen Kopfe ginge. Aus Liebe lagen sie fortwährend im Streit. Womit sie sich zu Gefallen leben wollten, dadurch erbitterten sie sich.

Ich wäre gern öfter zu den beiden wunderlichen Tanten gegangen, wenn sie in ihrer Umgebung nicht etwas gehabt hätten, wogegen ich idiosynkrasire. Auf den Teppichen nämlich, wo-

mit das ganze Haus belegt war, schlich und schmiegte sich eine ganze Colonie von Katzen: vier fünf große Angorakater von bewunderungswürdiger Schönheit als Vieh genommen, aber widerwärtig durch und durch, nicht bloß durch sich selbst, sondern eben so sehr auch durch die Art, wie sie gehalten wurden. Diese großen Kater lebten nicht etwa von in Milch eingeweichtem Weißbrode, geschweige von Ratten oder Mäusen; sie nahmen nichts und bekamen auch nichts, als die herrlichsten gekochten Fische. Eine Magd war eigends nur für diese Kater bestellt; sie war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, aus dem gekochten Fischfleische die Gräten zu zupfen, denn diese verwöhnten Thiere ließen den schönsten Karpfen stehen, wenn sie eine Gräte darin fanden. Diese Magd mußte ferner für ein großes Familienbett sorgen, auf welchem die Lieblinge der Herrschaft übernachteten und ihr Mittagsschläfchen hielten, womit noch gar nicht gesagt war, daß sich diejenigen weiblichen Personen von der Bedienung des Hauses eines tüchtigen Lega-

tes im dereinstigen Testamente gewiß machen konnten, welche die Kater mit in ihr Bett nahmen, und des Morgens den beiden Tanten erzählen konnten, wie angenehme nächtliche Träume die Thiere neben ihnen gehabt zu haben schienen.

In diese Welt wurde nun Seraphine versetzt. Zwei confuse alte Jungfern, vier bis fünf Angorakater, eine Menge schreiender Papageyen, und eben so viel Singvögel aus den Buchenhainen, eine servile und verschrobene Dienerschaft, sehr viel Glanz, viel Unterhaltung und gemischte Gesellschaft. Erst als sie da war, sah ich ein, wie wenig sie hieher paßte. Ich dachte, wo findet hier die sanfte Schwärmerin einen Ruheplatz, ihren Gedanken nachzuhängen; wie kann ihr irgend etwas zusagen, von all diesen wahnsinnigen Formalitäten, diesen Bewegungen, deren grausenerregenden Eindruck man abnehmen konnte, wenn man sich einen Augenblick vorgestellt hätte, daß sie von Worten nicht begleitet gewesen wären? Ehe sich Seraphine nicht eingerichtet hatte, besuchte ich sie nicht in ihrem neuen Wirkungskreise;

ich mußte mich überwinden einige Tage zu warten, wie schwer es mir auch ankam, bei meiner täglich gesteigerten Neigung.

Ich theile keine Erfindung, sondern einen wirklich erlebten Roman mit. Ich will meine Erzählung nicht so einrichten wie es der Dichter thut, der mit plötzlichen Schlägen die Aufmerksamkeit des Hörers überrascht, und sich auch hütet das Unerwartete allmählig erwarten zu lassen. Warum wurde ich so unglücklich durch meine Liebe zu Seraphinen? Weil wir uns mißverstanden und uns, statt nach der Eingebung unsrer Herzen, nach einem Systeme behandelten. Ich war freier von Schuld, denn ich verstellte mich nicht; ich bot ihr mein ganzes Herz, ohne Rückhalt und Schutz, das zarte weiche Fleisch meiner Liebe ohne die deckende Haut; meine innerste Blüthe, ohne die grünen, schuppigen, spitzigen Blätter von welchen die Rosenknospe umschlossen ist. Ich hatte mich nicht durch mich selbst, sondern durch die erste Begegnung mit Seraphinen befestiget in jenem Glauben an eine Welt, die

ohne Scheu ihre zarten Fäden und Gefühle, in das Treiben des Tages spinnt; ich glaubte, man könne sich hinsetzen des Nachts in einer stillen Laube, beschienen vom Monde, umduftet von der Nachtviole, und sich schmiegen Herz an Herz, und lächeln über eine Welt, die uns nicht kennt, die wir nicht kennen, die Nacht ist gegen unsre Sonne! Alle meine Empfindungen waren damals ein Traum, als schifft' ich auf einem kleinen, von Bergen rings umschlossenen See, im Dämmerschein, ich allein mit meiner Liebe kosend, verschränkt, Mährchen und Sagen uns zuflüsternd, das Wasser durch unsre Finger gleiten lassend, verfangen in Schilf und Lilien mit großen Kelchen, und uns nichts davon zu brechen wechselseitig vor der Nixe warnend.

Aus allen diesen Täuschungen trieb mich diejenige heraus, die mich in sie eingeführt hatte. Seraphine hatte Wesen, Ton, die Farbe und den Duft einer Schwärmerin und Alles was sie hinfort that und sagte, trumpfte so absichtlich diese Voraussetzung nieder, daß ich mich ge-

lähmt fühlte in Allem was mich an das Leben fesselte. Diese Zartheit, diese Melancholie, dies Schicksal das bestimmt schien nur auf die Entsagung zu wirken, stürzte sich durch ein Raisonnement das mir niemals klar geworden ist, gerade auf das Gegentheil. Alles Zarte und Empfindsame zu beleidigen, der Widerspruch ihrer selbst zu seyn, machte sich Seraphine zur Aufgabe. Sie lachte, trug den Kopf hoch, realisirte, praktisirte, kurz sie that als läge auf ihren blassen Wangen das Roth eines Mädchens vom Lande, als sei die Welt ein lachender Apfel, und die Menschheit nur dazu bestimmt, ihn mit wässerndem Munde zu schälen. Seraphine that, als stünden rings die Dinge in der Welt mit überhangenden Fruchtzweigen, als sei alles verborgene Geistige dem Auge mit glänzend lockender Deutlichkeit zugewandt. Es war recht gut daß sie sagte, man müsse sich in die Dinge fügen; aber ein ihrem Wesen ganz widersprechender Optimismus ließ sie die Dinge weit vorzüglicher sehen, als unsre Wünsche. Ihr Leben wurde ein

Widerspruch und ich habe nie erfahren können, welches der leitende Gedanke dieser Inkonsequenzen gewesen ist.

Wir sprachen von der Liebe. Wir waren allein in einem dämmernden Zimmer bei den alten Tanten, die nicht zu Hause waren. Wir hatten das Licht, das man uns bringen wollte, zurückgewiesen und saßen in sanftes Gespräch vertieft. Alles was sie bisher gesprochen hatte, befruchtete, wie milder Regen, die Saat meiner Gedanken; doch wollten wir endlich von allen unsern Ideenposten ein Facit ziehen, und das Wesen unsrer Liebe selbst zergliedern. Hier zerschlug sie wie durch ein Hagelwetter, was durch sie gediehen war. Sie sagte: „Würd' ich wohl Dich Edmund glücklich machen können, wenn ich, mich hineindrängend in den Mittelpunkt Deines Lebens, auch von diesem aus den Umkreis meiner Liebe zöge? Du würdest bald ermatten, wenn ich mit all meinem Athem all' Deine Seele wie ein Segel aufblähen wollte, Dein Lebensschiff flöge davon, und müßte im Tau-

mel des allzu günstigen Windes, bald an einer Klippe zerschellen. Ihr jungen Männer dieser Zeit glimmt unaufhaltsam, Ihr habt keine Heimath, wohin wollt ihr uns aufnehmen? Genug, wenn Ihr ermüdet vom vergeblichen Suchen Eurer Ideale, in das abendfeuchte Gras sinket und die Liebe dann zu Euch heranspringt, und Euch die Augen zuhaltend frägt, rathe wer's ist?"

Ich widersprach dieser Auslegung dessen was ich von ihr wollte; ich sagte: „Liebe soll keinen Theil des Lebens bilden, sondern sich in Alles einschleichen, was am Manne sein Leben ist. Du willst durch Deine Neigung nur überraschen und Dich zuweilen nur deshalb vergessen machen, um immer wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückzufallen. Du nimmst die Liebe nicht als einen Zustand, sondern als eine Thätigkeit."

Seraphine besann sich eine Weile mit Augen, die nicht zugegen zu seyn schienen, sondern aus der Ferne etwas abstrahirten. Dann wandte sie sich mir lächelnd zu, umarmte mich und erwiederte: „Sei unbesorgt Edmund, wenn du mich

brauchst werd' ich da seyn; aber ich weiß schon, die Männer brauchen uns nicht immer. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir selbst ein eignes Leben ahnen, und einer ähnlichen Entwickelung unterworfen sind, die sie an sich selbst so emphatisch ihren Bildungsproceß nennen. Wir sollen den Männern Früchte bieten, deren Wachsthum aber in uns selbst verschließen. Du willst mich immer um Dich haben! Wenn ich mich nun wie Epheu an Dich hinaufrankte, an Deine Wünsche und Hoffnungen, an alle einzelne Pulsschläge und Tagesstationen, welch' eine Last würde Dir die leichte Schlingpflanze werden! Euer Wesen ist schwer zu ergründen. Ich setze mich den Stürmen Deines Genius nicht aus, denn wie leicht würdest Du mich verachten, wenn ich Dir nicht helfen kann. Bist Du sanft, so spiegl' ich mich in Deinen Wellen; gewitterst Du, so will ich in der Ferne stehen, und still für Deine Seele beten."

Diese Worte waren so lieb und zart gesprochen, daß ich mit Unwillen mich nicht über sie

zu äußern wagte. Ich begriff die Ideenassociation nicht, welche Seraphinens Reden zu Grunde lag. Es war nicht die unmittelbare Eingebüng ihres Gemüths, sondern die Frucht eines schweren, im Momente sichtbar werdenden Nachdenkens, fast als suchte sie Etwas besser zu machen, was sie früher verdorben hatte. Ich schwieg von den unbehaglichsten Gefühlen übermannt, und entfernte mich zuletzt mit gereizter Resignation, als ich vollends sah mit welcher Zärtlichkeit Seraphine die im Dunkeln herangeschlichenen großen Angorakater streicheln konnte.

Meine Familie wendete gegen das Verhältniß nichts ein. Diese guten Leute hatten, wenn ich etwas ganz Anderes seyn könnte als ich bin, mich ein gutes Theil verzogen. Sie widerstanden keinem meiner heftigen, unverständigen Wünsche, da ihnen ein Arzt gesagt hatte, daß deren Nichtbefriedigung auf meine Neigung zum Blutsturze wirken könne. Sie hatten noch alle alten Begriffe von Mesalliance und linker Hand, aber so oft mir die Nase blutete, schlug ich alle ihre

Vorurtheile in die Flucht und setzte durch, was ich wollte. Meine Mutter trug eine große Neigung zu Seraphinen und gewöhnte sich allmählig daran, sie künftig ihre Tochter zu nennen. Die lebhafteste Beförderung dieser Verbindung waren, ohnehin bürgerlichen Ursprungs, die alten Tanten; denn Seraphine hatte sich zu meinem Entsetzen in deren Naturell so hineingedacht, daß man sie für die Dritte des altjüngferlichen Bundes hätte halten mögen. Seraphine hütete sich wohl, durch ihren Verstand die komischen Mißverständnisse zwischen den beiden Schwestern beizulegen, denn sie sah wohl ein, daß Beide sich in diesen tumultuarischen und ewig gereizten Stimmungen wohlbefanden. Die Mißstimmung war der Sauerteig dieser schwesterlichen Liebe geworden, ohne welche sie nicht locker aufging. Seraphine ging auf alle Ideen dieser eigensinnigen Frauen ein, trug sich wörtlich so wie sie; ja ich ertappte sie sogar einmal darauf, daß sie sich eben so schminken wollte, wie es die beiden Alten thaten. Mit den lärmenden Papa-

geien, mit einem in blaue Livree mit Goldtressen gekleideten Affen, schloß sie innige Freundschaft; sie nahm die Kater in specielle Obhut. Kurz Sannchen und Lenchen fingen an sie wie ein Wesen höherer Art zu verehren. Je mehr sie mir Seraphinen anpriesen, desto unglücklicher ward ich; Alles was sie schön fanden, waren in meinen Augen Sommersprossen.

Die Kreise, die sich um die lärmende Wirthschaft der Tanten versammelten, waren die buntesten, die man sich denken kann. Die Schwestern gingen nie in Gesellschaft, aber alle Tage hatten sie selbst welche. Künstler, Gelehrte, Militairs, Staatsmänner, selbst des ersten Ranges, besuchten mit weiblichem Anhange die Salons der Schwestern. In die Wunderlichkeiten fügte man sich bald. Man sah darüber hinweg, daß Lenchen und Sannchen oft mitten in einem ihrer glänzenden Zirkel sich mißverstanden und in heftige Wechselreden geriethen. Lenchen hatte früher das Haus verkauft in welchem sie geboren war und das Beide früher bewohnt hatten, ein

werthvolles aber altes Gerüst, zu dem sich ein vortheilhafter Käufer gefunden hatte. Sannchen, immer im Eifer, ihrer Schwester zu Willen zu leben, schilderte den Schmerz, den Lenchen diese Veräußerung gekostet hätte, und wie sie untröstlich darüber wäre, die Stätte ihrer Geburt in fremder Hand zu wissen. Lenchen sah sie groß an, und fragte sie mit Entschiedenheit, was sie damit sagen wolle? Sannchen erschrickt, denn sie weiß nicht was sie verbrochen hat. Die Eine schmählt, daß es der Andern wahrscheinlich in der neuen Wohnung nicht gefalle; die Andere, daß es ihr in der alten in der That weit besser gefallen hätte. Der Zank entstand aus einem Compliment, und endete so, daß Sannchen unaufhörlich ausrief: „Ja, und es war auch besser dort, und Du bist da geboren, Du bist mir mehr werth als die Bequemlichkeit, und ich will doch sehen wer mich verhindern will, sehr viel auf meine Schwester zu geben!“ Und wie sie dies sprach, warfen sich Beide die wüthendsten Blicke zu; jedoch nur aus Liebe!

Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus. Nur Seraphine that, als wenn es sich mit der Logik der alten Damen ganz richtig verhielte. Sie that bestürzt und unglücklich, wodurch sie den Schwestern insofern schmeichelte, als sie doch einsah, daß es sich in dem Streit um etwas handelte, was wenigstens soviel Grund hatte, daß es einen Andern besorgt machen konnte. Ich blickte still vor mich hin und beklagte die Richtung, die Seraphine genommen hatte. Sie war nicht mehr naiv, nicht mehr jugendlich und poetisch, sie philosophirte; immerhin! Wenn sie nur nicht geglaubt hätte, daß mein Herz dieser Philosophie bedurfte.

„Wie ist es Dir möglich Seraphine," sagt' ich ihr als wir allein waren, „an allen diesen Thorheiten so hastigen und gewissenhaften Antheil zu nehmen?" „Ich wundere mich selbst darüber," antwortete sie; „aber die Konfusion dieses Hauses macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich. In meinem Herzen zittern viele Zweifel, und in diesem Strudel von Thorheit vergess' ich sie.

Zuletzt mußt Du auch nicht ungerecht seyn, und Dir nicht eine Welt einbilden wollen, die dem Möglichen und Wirklichen widerspricht. Die beiden Schwestern sind für mich der lebhafteste Ausdruck des irdischen Treibens, der Zwecklosigkeit und des Zufalls, die uns hienieden verfolgen; sie betrügen sich wechselseitig um jeden Athemzug, und spielen sich die Stunden aus der Hand, so leichtsinnig, daß sie niemals wissen wo die Sonne steht. Oft, wenn es Mittag ist, klingelt Lenchen nach Thee, Sannchen bringt ihn; es schlägt Eins, Lenchen erkennt ihren Irrthum und überhäuft die allzu nachgiebige Schwester mit Vorwürfen die auf Niemand anders passen, als auf sie selbst. Lenchen hatte neulich ein großes Stück Seidenzeug gekauft. Eine Freundin geht unten vorüber; sie ruft ihr nach, demonstrirt ihr aus dem ersten Stock die Vortrefflichkeit des Gekauften, und rollt, um die Auseinandersetzung desto besser zu geben, das Stück von oben auf die Straße hinunter, damit die Frau die Güte und die Farbe probire. Die

Leute auf der Straße stehen still, und Sannchen bricht in Vorwürfe aus, nicht daß man hier der Welt ein thörigtes Spektakel gibt, sondern daß man sich die Frau da unten zur Feindin macht, weil man durch das Herabrollen des seidenen Zeuges das Unangenehme ihres Besuches auszudrücken scheine! So stritten sie sich den ganzen Tag um ihre perversen und extremen Meinungen, während das an der Sache allein Unpassende, weder von der Einen noch von der Andern empfunden wurde. Soll ich mich nun dazwischen werfen, und ihnen über das eigentlich Unanständige an der Sache die Augen öffnen? Ich sehe das ruhig mit an, und freue mich der Gewöhnung, auch über das Komische mich allmählig des Lachens enthalten zu können."

Inzwischen näherte sich der Tag, wo ich mit Seraphinen förmlich versprochen wurde. Eltern und Freunde waren davon überzeugt, daß mir eine häusliche Befestigung fehlte, um meiner praktischen Indolenz ein Ende zu machen. Seraphine war mit ganzer Seele bei dieser Hand-

lung zugegen. Ich selbst aber wußte nicht mehr, wie mir geschah. Dies Verhältniß hatte einen so großen Anlauf genommen, und endete mit einer schleichenden trübseligen Bewegung. Keine der Berechnungen die ich über den Charakter meiner Geliebten machte, traf noch zu. Sie war noch weder mein Werkzeug, noch mein Geschöpf, sondern nur noch meine Lehrerin. Mit weltkluger Enthaltsamkeit fuhr sie über meine Träume hin, lächelte zu meiner Schwärmerei und warnte mich, dem nachzugeben, dem sie sich entzog. Ich wußte, daß sie früher Musik getrieben und gesungen hatte. Ich sehnte mich darnach, einen einzigen melodisch gemessenen Ton aus einem Munde, dem so viel zarte und feine Worte entquollen, zu vernehmen; aber sie schlug keine Taste an, sie sang keine Note. Ich beschwor sie, mir die Gründe ihres Schweigens zu sagen. Ich schilderte ihr die Wonnen der Musik, von der ich behauptete und noch glaube, daß sie die Sprache der Engel ist. Sie nahm dies Alles ungläubig auf, und erwiederte: „Ich

werde mich nie wieder mit der Musik befassen; denn das was sie ausdrücken soll, kann man nur dem eigenen Gemüthe entlehnen, und wer verbürgt Dir, daß ich die richtigen Saiten treffe? Ich wundere mich, daß Du von der Geliebten Gesang hören willst, da Alles, was die Töne, die der Componist vorschrieb, schuf, das Echo einer mir und Dir fremden und geborgten Empfindung ist, das Echo einer Freude oder Klage, die wenn ich es fortführe, eher Deine Eifersucht als Deine Theilnahme wecken sollte."

„Seraphine!" rief ich entrüstet, „hat dies Alles Zusammenhang? Welchen Grübeleien gibst Du Dich hin. Ich verstehe nicht ein einziges Deiner Worte, und weiß nicht welch' räthselhafte Beziehung alle deine Gedanken haben. Die Liebe erhöht die Musik, wie sie Alles verklärt, was ohne sie nur Mechanismus, oder doch nur ein Leben ohne Gemüth und Seele ist. Wie ich die Natur nur verstehe an Deiner Hand, so auch alles Andere, womit die Kunst des Menschen

die Natur nachzuahmen, zu ergänzen und zu übertreffen sucht."

Seraphine besann sich eine Weile, ehe sie antwortete: und als sie sprach, war es wieder kein tröstender Gedanke, der die Fäden ihrer Worte regierte. „Du weißt es nicht Edmund," sagte sie, „wie Du bist, wie ihr Alle seid oder doch werden könnt. Glaube mir, Musik wird uns eher hindern als verbinden. Du kannst mein Gefühl wahrlich nicht ertragen, wenn ich es so in das leere Nichts einer erträumten, dieß oder jenes Gefühl weckenden Situation hinaussinge. Ich lege etwas hinein, was Dir nicht gefällt. Ich bin unerträglich, wenn ich die Himmelsleiter des Gesanges besteige, und an den Sprossen prüfe, ob sie mich wohl tragen werden. Sei nur nachgiebig gegen mich und vertraue meinen Gründen, meiner Selbstkenntniß; ich hab' das Alles erlebt, ich bilde mir's nicht ein."

Als sie dies sprach, zitterte ihre Stimme. Sie langte nach mir und drückte mich an ihr

Herz, um über meinen Schultern ihre Thränen zu verbergen. „Was ist Dir Seraphine?" Ich will sie zurückdrängen, um ihre Augen zu sehen; sie drängt sich aber fester an mich, um sie hinten zu verbergen. Ich ertrag' es eine Weile, und lege sie dann sanft auf einen Sessel nieder, knie zu ihren Füßen, und bitte mit tiefster Inbrunst: „Was quälst Du mich, Mädchen? Warum keine Klarheit zwischen uns? Du vernichtest mich durch die Widersprüche Deines Lebens; daß Du lachst und weinst, daß Du Alles bist unter einer Gestalt, und wieder nichts unter Hunderten, die Du zu gleicher Zeit annehmen kannst? O gib mir den Faden, der mich aus diesem Labyrinthe führe, auf jene sichere Warte führe, von wo ich Dich in allen Deinen Wegen und Strichen zu gleicher Zeit überschauen, und ich beseligt ausrufen kann: O Gott, dies Alles ist mein!"

Seraphine entzog sich meiner Begeisterung nicht. Sie war selig von dem Momente ergriffen; aber in ihrer Reflexion schien etwas vorzugehen, was den Ausbruch ihrer Empfindungen

hinderte. Ihr glänzender Blick ruhte fragend und zweifelnd auf meinem Antlitze. Sie besann sich auf etwas, das abwesend war und drückte krampfhaft meine Hand. Wir waren seither einverstandener; doch hatte dies Glück keine lange Dauer.

„Wenn ich Dir untreu würde,“ sagte sie bald darauf zu mir, stockte aber, da sie sich versprochen hatte. „Ich wollte sagen,“ fuhr sie fort: „Wenn Du mir untreu würdest, und ich Dich durch Resignation glücklich machen könnte, würdest Du sie zugeben?“

Ich verstand aufrichtig nicht, was sie sagen wollte. „Zugeben, daß Du resignirst?“ fragte ich. „Zugeben, wenn es in meinem treulosen Interesse läge, Dich zu verlassen?“

„Wenn Du meine Schwester liebtest,“ sagte sie, „und ich träte Deine Hand an sie ab, würdest Du die meine segnen, oder ihr fluchen?“

„Ich glaube,“ sagte ich, „ich würde sehr glücklich seyn, Deiner ledig zu werden.“

Als ich dies gesagt hatte, schien sie betrof-

sen, und versank in ein tiefes Nachdenken. „Aber würdest Du es nicht für unnatürlich halten," fragte sie mich, „wenn ich in Güte das abgebe, was ich so herzlich liebe, und diejenige beschenke, welche doch meine größte Feindin ist. Das Vorwaltende in der Liebe soll doch der Besitz bleiben."

Ich verneinte dies. „Auf keinen Fall, Seraphine; die Liebe ist Verlust, Entäußerung; die Liebe ist dann am reichsten, wenn sie Alles verschenkt hat."

„Das ist wunderlich," sagte sie nach einigem Nachdenken, schwieg wieder eine Weile und fuhr fort: „Aber ich glaube Dir nicht. Du bist sanft und nachgiebig in Deinen Ideen, aber verliere nur was Dir gehört, und Du wirst schnell aufbrausen. Ihr würdet es am liebsten haben, wenn zwei Herzen zu gleicher Zeit an euch hingen. Gern besäßet ihr das eine, möchtet aber auch das andere nicht aufgeben. Und dieß ist noch nicht einmal Alles; Du würdest Dich, wenn ich zu dem schmerzlichen Opfer

entschlossen wäre, mit Verwunderung nach mir umsehen, auf mich zukommen und sagen: Ei wie leicht wird Dir das! Und würdest das oft sagen, bis Du Deine neue Liebe vergessen hast, und an der alten noch so viel Interesse wieder gewinnst, daß Du für ihren schnellen Entschluß sie quältest, und sie aus Rache, daß sie einen Augenblick nur glauben konnte ohne Dich seyn zu können, beinahe tödtetest!"

„Das sind mir neue Lehren," mußt' ich antworten. „Wo ich liebe, ist mir Liebe ein Bedürfniß; und ich werde Jeden achten, der mir die Befriedigung desselben erleichtert. Hab' ich das Bedürfniß Dir untreu zu seyn, so könntest Du mir kein lästigeres Geschenk machen, als durch Deine ewige und unwandelbare Treue."

„Nein, Du Guter," sagte sie und reichte mir die Hand; „Du standest noch nicht im Feuer. Sei nur erst mitten drin, zwischen dem Plus und Minus Deiner gemüthlichen Besitzthümer; Du hältst die Probe der Großmuth nicht aus.

Warum liebst Du denn eigentlich? Hast Du Dir darüber Rechenschaft gegeben?"

„Wunderliche Frage!" sagt' ich, ärgerlich über diese kalte Dialektik.

„Nicht so wunderlich, Edmund," fiel sie ein. „Du liebst nur, weil Du weißt daß Du geliebt wirst. Daß unter den Tausenden, die sich herzen und gatten und behaupten, für einander geboren zu seyn und es auch sind, Du noch ein Wesen findest, was ihr Träumen und Denken, all' ihre Zukunft und Hoffnung auf Dich bezogen zu haben scheint, das Dich erwartete, Deiner bedurfte, und Jedes an Dir anerkennt, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Absichtliche, jede Stärke und Schwäche; das ist der Zauber, der Dich fesselt und Dich wie durch eine optische Täuschung glauben läßt, der Trieb käme aus Dir, aus Deiner Sehnsucht, aus Deiner Wahl."

„Und wenn dieser Dein Irrthum richtig wäre?" fiel ich ein.

„Er ist richtig, und auch seine Folge ist rich-

tig," behauptete sie. „Der Gedanke der Trennung, ist das Bindende in der Liebe. Zu besitzen, ist Nichts; aber zu verlieren, ist Alles. Du weißt, daß ich Dich liebe, und kannst deshalb nicht von mir lassen. Schon die Vergangenheit kettet. Wir liebten uns, wir saßen hier, wir wandelten dort, wir lachten in einer Weinlaube, weinten unter einer Trauerweide, daß dieß Alles war, kann nicht ausgelöscht werden. Wir können nicht so gefühllos und boshaft seyn und sagen, daß dieß Alles nicht war, daß wir nichts erlebt hätten, wovor wir, wenn wir es nicht fortsetzten, erröthen müßten. Und dann die große Frage: Ist es möglich? Nämlich: Kann der Himmel einfallen? Konnte das Lüge seyn, was noch vor acht Tagen eine so selige Wahrheit war? Mit einem Worte: Nicht, kannst Du in mir zu Grunde gehen? sondern, kann ich es in Dir? Ich, der so und so Geartete in Dir, Dein Spiegel; ich, der Inhalt in Dir, dem Gefäße? Das ist es Alles: Egoismus!"

Ich war heftig erzürnt über diese leidenschaft-

liche und gehässige Deduktion. Ich griff nach meinem Hut und lief davon, und gab doch gleich einen Beweis, daß die Liebe Egoismus ist. Denn als sie mir nicht nachkam, mir nicht nachrief, war ich untröstlich; nicht daß es geschah durch mich, sondern daß es geschehen konnte durch sie. Sie hält mich nicht zurück, sie läßt mich toben, ohne daß sie zeigt daß es sie schmerzt. Sie kann das Gefühl der Leerheit, die nun in uns waltet, überwinden; sie hat soviel Inhalt in sich selbst daß ich sagen kann: Es ist Nichts! Ich hielt es nicht aus, sondern lief wieder zurück und quälte sie, mir doch den Schmerz zu erleichtern, der mir das Herz abdrückte und nicht so zu thun, als wenn er ihr Nichts wäre! Sie lächelte, und küßte mich, zuerst formell, allmählig mit Wärme. Wir gingen zur Gesellschaft in den Saal, wo ich vor lauter Betrübniß mich keines klaren Momentes bemeistern konnte.

Wär' ich ein Mann des Willens und schnell wirkender Energie, so hätt' ich nach dem Gefühl meiner Lage, auch zu handeln den Muth ge-

habt. Daß unsre Mißstimmung unlöslich war, sah ich wohl ein; aber wie sollt' ich es anfangen Seraphinen zu verlassen? Sie ahnte meine Absicht und ward darüber ängstlich. Sie setzte sich in Bewegung, wie ich deutlich sah, die Conflikte zu hintertreiben, aber die Mittel die sie wählte, gossen nur Oel in's Feuer. Sie war gesetzt, bis zum Pedantismus. Sie trug sich mit einer Sorgfalt die immer zu fragen schien: Gefall' ich dir so? Sie griff überall die Sentimentalität an, auf welche sie täglich das Gespräch brachte, und erinnerte mich an jene widerlichen weiblichen Wesen, die sich über ihren Mangel an Empfindsamkeit brüsten, und den Mond und die Sterne, diese treuen Wächter der Liebe, bewitzeln können. O ich sehne mich nicht nach jenem ewigen Naß des vorigen Jahrhunderts; aber einige Tropfen glänzender, verklärter Feuchtigkeit, thäten diesen matten Seelen wahrlich Noth! Seraphine hatte Freundinnen, die sich aus der Aufbewahrung von Freundschafts- und Liebesreliquien ein heiliges Geschäft

machten; die in ihren Schreibpulten für jedes werthe Herz ein eignes Fach hielten, wo mit rother Seide umflochten dessen Korrespondenz lag. Sie hatte Freundinnen, die sich Blumen auftrockneten, die man ihnen schenkte, und einen Frühlingsstrauß so viel Tage in frisches Wasser setzten, bis er unwiederbringlich verwelkt war. Diese Alle mußten den Stachel ihres Spottes empfinden; wie sie auch eine Menge von neueren Dichtern und religiösen poetischen Erweckern bekrittelte, deren Leyer freilich etwas monoton klingen mag, die aber in empfänglichen Herzen immer eine gewisse heimliche Glut, und eine unter der Asche glimmende Rührung anschüren. Seraphine konnte eine lange Kritik über die Stunden der Andacht hersagen, worin sie dieses Buch als eine Erfindung des eleganten Modechristenthums schilderte und wahrlich sie vergaß dabei, daß diese Betrachtungen einer gewissen Bildungsklasse der Gesellschaft eine fortwährende Anreizung zum Blicke nach Oben sind, und sie zu einer sanften Tugendliebe verklären.

In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Mittel, das mich den Ideen Seraphinen's näher bringen sollte. Ich glaubte noch, daß es uns nur an Verständigung fehlte, und schlug ihr deshalb ein Tagebuch und eine tägliche Correspondenz vor. Aber als ich nur das Wort ausgesprochen hatte, sagte sie mit schneidender Kälte: „Wir sind ja in einer Stadt, wir sehen uns ja!"

Dieß verwundete mich so heftig, daß ich an das Fenster lief und Luft schöpfen mußte. Sie kam mir nach und sagte begütigend: „Gewiß lieber Edmund, es ist nicht gut, daß wir uns schreiben. Im Tagebuche liebäugelt die Eitelkeit mit sich selbst, und selbst wenn wir uns Vorwürfe machen und mit Schärfe unsre Fehler rügen, so können wir schon daraus genug Eitelkeit saugen, daß wir da so gerecht gegen uns sind, und so rücksichtslos prüfen, und auf eine so ehrenvolle Weise uns zu bessern suchen! Die Liebe vollends erlischt bei einem nutzlosen Briefwechsel. Man spricht sich in mehr hinein, als man verantworten kann; man gefällt sich in

überlieferten Betheurungen und malt sich Welten aus, die nicht existiren und unsre Blicke kalt werden lassen, wenn wir uns in der matten Wirklichkeit begegnen. Nimm Dich in Acht, Edmund, daß unsre Liebe, keine Liebe auf dem Papiere wird."

„Desto leichter kann man sie zerreißen," sagt' ich mürrisch.

„Sei nicht ungerecht," suchte sie mich zu beruhigen. „Du willst es gut, aber ich versichere Dich daß ich es noch besser will. Könnt' ich auch Deinen Briefen, Du würdest nicht lange den meinigen trauen. Denn ich habe nicht die Festigkeit des Styles, die Dir zu Gebote steht. Ich muß viel Fremdes borgen, um mich auszudrücken, und muß ihm meine Empfindungen unterlegen. Ich würde viel Phrase in meine Ergüsse mischen und es nicht verdienen, daß Du mich deshalb hassen lerntest. Laß uns aufrichtig gegen einander seyn, mittheilsam im Gespräch. Von Mund zu Mund, kommen wir eher zurecht, als durch eine Schwärmerei, die

wir uns versiegelt und verstohlen in die Hände drücken.“

Sie mochte Recht haben, ich gestand es ihr auch zu; aber ich versprach mir nicht viel von dem weiteren Verlaufe unseres Verhältnisses. Eine abenteuerliche Scene kam mir zu Hülfe, um mich von all' meinem Unglück zu befreien. Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen in einem Phaëthon mit Seraphinen in den nahen Wald zu fahren. Sie ließ sich ungern dorthin führen, und gestand mir endlich die Ursache ihrer Beklommenheit. So oft sie allein wäre oder in einer abgelegenen Gegend, sagte sie, würde sie an Philipp erinnert. Es war das Erstemal, daß dieser Name zwischen uns genannt wurde. Ich hatte an dem bisherigen Stillschweigen über dieß Verhältniß ein heiliges Wahrzeichen haben wollen, daß ich nämlich Seraphinen so lange lieben wollte, bis ich sie zum Erstenmale den Namen jenes Mannes aussprechen hörte. Jetzt that sie es, und das zusammenrinnende Blut machte mir eine Empfindung, beklommen zu-

gleich und doch angenehm. Es war mir, als hätte sich Seraphine in diesem Augenblicke um Etwas bei mir gebracht; als hätte sie etwa ein ihr anvertrautes Unterpfand so gut wie veruntreut. Sie erschrak über das Lächeln, mit welchem ich Philipps Namen und die Nachricht aufnahm, daß er seiner ungefähren Frau seit einiger Zeit Briefe schicke, und ihr mit einer eigenmächtigen Besitzergreifung ihres untreuen Willens drohe. „Was schreibt er denn sonst?“ fragt' ich.

Sie sagte: „Philipp dringt auf mein Versprechen wegen des Religionswechsels. Gewiß, dereinst im Jenseit die Hölle zu gewinnen, wollt' er sich hier wenigstens“ —

Ich ergänzte die Stockende: „dem Himmel nicht entgehen lassen.“

Am Tage nach dieser Eröffnung, fuhr ich mit Seraphinen in den Wald. Es ist ein herrlicher, schattiger Aufenthalt, den ich am liebsten habe, wenn ich ihn mit meinen Pferden durch ganz schmale, kaum fahrbare Wege durchstreife. Ich fahre selbst und habe nur einen Hund bei

mir, der durch das vom letzten Herbst übriggebliebene Laub raschelt, und Schnecken und Käfer anbellt, die er darin aufstöbert. Wie ich so mitten im dichtesten Walde fahre, hör' ich in der Ferne ein gellendes Pfeifen. Mein Hund horcht auf und läuft, als sich das Pfeifen wiederholt, spornstreichs in den Wald. „Das muß Philipp seyn," sagt' ich ruhig; „der Hund kennt ihn und ist an ihn gewöhnt. Sollte der Bursche etwas Böses im Schilde führen, so bin ich doch begierig, für wen sich das Thier enscheiden wird."

Seraphine beschwor mich umzukehren. Sie sah aber wohl ein, daß das Umwenden hier unmöglich war. Ich wußte, daß wir bald an die Landstraße kommen mußten und gedachte, in dem daran gelegenen Hause des Försters das Dach zu besteigen, auf welchem eine runde Platte zur Uebersicht in den Wald, angebracht war. Ich wollte mich nach meinem Hunde umsehen. Wir gelangten auch glücklich zur Wohnung des Försters; ich befestigte die Zügel der Pferde

hieß Seraphinen einen Augenblick warten, und kletterte auf die kleine Warte hinauf. Wie ich oben war, sah ich Philipp mit dem Hunde ganz in der Nähe. Der Hund umwedelt und liebkoset ihn, und Philipp, mechanisch des schuldigen Respektes eingedenk, greift nach dem Hute um zu grüßen. Ich will Seraphinen nicht allein lassen, gehe von der Platte und höre wie ich hinuntersteige einen lebhaften Peitschenknall- und fröhliches Hundegebell. Ich stürze die Treppe hinunter, bin unten, und sehe, daß Seraphine von Philipp in dem Phaëthon davon geführt ist. An ein Nachkommen war nicht zu denken; ja hätte ich ein Pferd gehabt, ich würd' es nicht gethan haben; denn Seraphine hatte nicht Hilfe gerufen, sie wandte sich nicht einmal um nach mir. Da ich wußte, daß Philipp ehrlich war, machten mir Pferde und Wagen keine Sorge.

Unvergeßlich wird mir die Stimmung bleiben, als ich mich hier so verlassen und einsam erblickte. Ich wandelte träumend durch das Gebüsch, und warf mich, übermannt von meinem

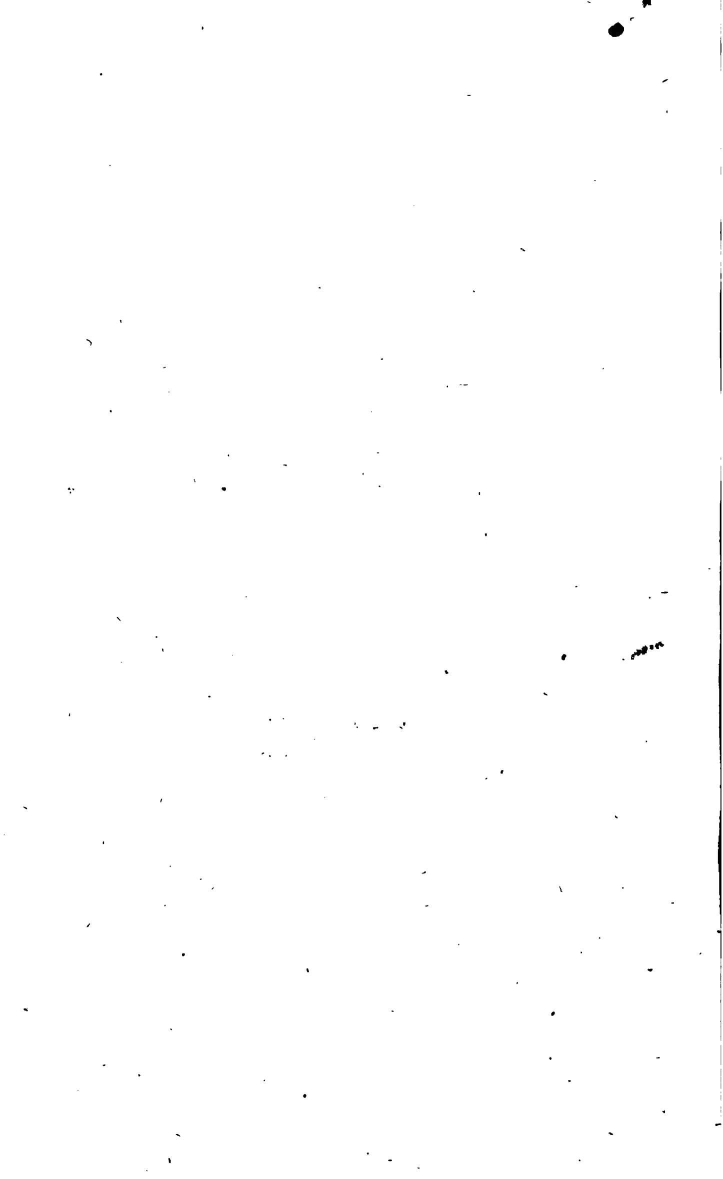
Schmerze, auf die weiche Decke des hier frischen, dort verdorrten Grases hin. So im Nu wurde ein Faden abgeschnitten, der sich zu meiner Qual bis ewig fortzuspinnen gedroht hatte, und der nun, da er zerriß, mich doch die bittersten Thränen kostete. Ich beklagte nicht mein Geschick, sondern nur meine Thorheit, die es herbeigeführt hatte. Ich suchte Trost in einer Fülle von Vorwürfen, in der ich meinen verlassenen und vereinsamten Schmerz zu ersticken suchte. Ich hatte sie geliebt, wie ein Weib, wie ein Narr. Ich hatte ein Wesen von mir gestoßen, das die Erfahrung des Lebens kannte, und von einer Saat reicher und schöner Gedanken befruchtet war. Meine Neigung war unnütz; die ihre war Samen gewesen, der nicht gedeihen konnte, da wir beide die natürliche Ordnung des Mannes und Weibes umgekehrt hatten. Ich sah ein daß, meinen Ansprüchen nachzuleben, für einen so starken Willen Entkräftung gewesen wäre, daß ich mich zu ihr hätte emporheben, statt sie zu mir herunterziehen sollen. Ich hatte

sie so gequält und sie so irre gemacht an mir, an sich selbst, und an dem Glauben über die Dinge dieser und jener Welt, daß sie nicht anders konnte, als sich in den rohen und brutalen Willen eines Mannes fügen, der Meerestief unter dem hellen schönen Spiegel ihres Auges und ihres Geistes stand. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Wald gekommen bin, und habe heut zum Erstenmale Seraphinen wieder gesehen.

Edmund hatte diese Geständnisse gesprochen, indem er die beiden Arme und das Haupt auf die Seitenlehne des Ruhebettes legte, auf welchem ihm Julie zuhörte. Jetzt blickte er, wie aus einem Traum erwachend auf, sah die Lichter alle heruntergebrannt, das Zimmer schaurig düster und hörte auf dem Tische nur eine kleine Uhr ihre ängstlichen Schläge messen. Er näherte sich Julien, sah ihr in's Gesicht, und fand sie in tiefen Schlaf gesunken. Die Brust wollte ihm zerspringen vor klopfender Herzensangst. Er besann sich eine Weile was er thun sollte, ergriff aber bald seinen Hut und schlich leise auf den Zehen aus dem Zimmer, durch die matt erleuchteten Gänge und Treppen bis zur Hausthür, die ihm ein schlaftrunkener Portier öffnete. Auf der Straße war Alles still. Die Laternen wollten eben auslöschen, und nur in der Ferne hörte

er den hallenden Gleichtritt der Patrouillen. Um Alles kürzer und bald Ruhe zu haben, stieg er in sein im unterm Stock gelegenes Fenster ein und warf sich, angekleidet wie er war und erschöpft, auf seine nächtliche Lagerstatt.

Drittes Buch.



Arthur und Edmund, Ihr beiden Wendekreise, durch welche meine Jugendsonne geschritten, ich sah Euch wieder! Ich erblickte Dich Arthur mit Deinem stürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Dich, Edmund, Du weiches zartes Gebild, schöner als Arthur aber kein Granit, wie der! Wir standen uns stumm gegenüber, unsre gesenkten Augenwimpern beschatteten zwei Geheimnisse, die doch ach! in Euern Seelen noch nicht ganz verklungen sind? So zu stehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und so plötzlich in die Vergangenheit zurückversetzt in Etwas, das nicht blos Erinnerung ist, sondern lebendige Täuschung mit sausender Wahrheit, mit sprechenden Pflich-

ten und uns wohlbekannten weinenden Schmerzen — Es ist ein Gefühl, klar genug aber nicht klar zu machen. Und nun Beide, die Ihr von einander nichts wisset und ich dazwischen stehend, Jedem von Euch ein Ganzes, mir selbst aber zersplittert, vielleicht so wie Kieselsteine sich zerschlagen lassen, daß alle Theile die Form des Ganzen tragen. Oder habt Ihr Ahnung von einander?

Ich umschlang Euch Beide mit so inniger Liebe, daß Ihr mir nur ein Name waret, ein Ziel, ein Höchstes! Ich habe nie aufhören können, in Edmund zu Arthur lieben, und in dem Bilde wo es Arthurs Erscheinung nicht bedurfte, um es in meiner Seele wieder aufzufrischen, fehlt nicht einer der sanften Züge die Edmund gehören. Eure Namen sind nur veränderte Zeiten, veränderte Entschlüsse, sind nur eines Mannes Bezeichnung, während der Zwiespalt und die Zweiheit nur in mir liegen. Ich war die doppelte Person die heute Arthur, morgen Edmund hieß,

die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengesetzte Opfer ehren wollte!

Schmerzliche Täuschung! Ich hatte geglaubt, daß wie Arthur und Edmund in der Liebe für mich nur Eines waren, sie auch die Natur als Zwillingsbrüder geschaffen, und mit gleichen Gaben und Ansprüchen ausgestattet hätte. Was ich aber sahe, war, daß sie sich alle gleichen in dem Maaße von Theilnahme, deren ihr Herz bedarf, daß aber die Mittel und Formen ihnen das einzuflößen, was der Durst nach ihnen ist, die Liebe der Geliebten, die verschiedensten sind. Zu weich gegen Arthur, glaubte ich gegen Edmund hart seyn zu müssen; und dessen Arthur bedurfte war dasjenige, was Edmund bei mir am liebsten preisgegeben hätte. Wodurch ich sie beglücken wollte, dadurch verdarb ich sie. Wer ist unglücklicher, als ein Weib das liebt und nicht weiß, ob sie es gern hell oder dunkel, lieber blau als roth, lieber süß als salzig haben?

Ich will die wenigen Augenblicke, die ich vom Umgange mit meinen Zöglingen sparen

kann, ich will die stille Stunde der Nacht der Erinnerung widmen und mir die Welt, die mir durch Personen wie Arthur und Edmund nicht versinnlicht werden kann, mit liebendem Andenken auf das Papier zeichnen. Es war nur stilles Leben das mich seither umgab, aber es pulsete mächtiger als wär' ich im Strudel des großen Lebens geschwommen, wo man über dem Eifer kleine Sandbänke und Zielpunkte zu erreichen, die Abwechselungen der schwimmenden Fahrt selbst vergißt und nur dumpfes brausendes Wasser im Ohre fühlt. Die unvergeßlichsten Momente sind die kleinen und unscheinbaren des Genusses, sind jene stillen Träumereien auf einer Bank, die sich an ein Weingeländer lehnt, sind jene Augenblicke wo uns zuweilen ist, als dränge nur eine Note, kaum ein halber Takt einer göttlichen Sphärenmusik, welche durch das Weltall tönt, an unser betroffenes Ohr. Wenn ich an einem See stehe und blicke den schwarzen Spiegel entlang, so zuckt dort unten ein silberner Strahl. War's ein Sonnenblick, oder ein Fisch, der die glän-

zenden Flossen schüttelte? — Der leuchtende Punkt ist unvergeßlich, und so blitzen durch die Nacht der Vergangenheit erinnerungsfrische Punkte, spielende Floßfedern, aber bleibende! So weiß ich, wie ich als Kind vor unserm Hause stand und eines Abends die Wolken anstaunte, die sich in verworrenen Schichten an dem dunkeln Himmel thürmten. Also dort hinten wohnt Gott? Ein heiliger Abend, den ich nicht beschreiben kann, den ich nur unvergeßlich fühle. Oder jener Regenbogen, der noch immer mit seinen Farben vor meinen Augen prangt, als man mir sagte, an den beiden Enden wo er die Erde berührte, läge ein Haufen Goldes! Ich glaubte der Sage, doch fiel es mir nicht ein ihren Werth zu prüfen, indem ich drüben in des Nachbars Garten gestiegen wäre, wo sich die leuchtende Wölbung mit dem einen Flügel zur Erde niederzulassen schien. Und so zahllose, stille Momente! Ein Weihnachtsmorgen, wo ich nur mit meinen Zehen auf eine schwache Eisdecke drückte, die sich in der heiligen Nacht über einen

kleinen Pfuhl vor dem Hause gezogen hatte: Was ist dies nun? Eine unbedeutende Erfahrung, eine Fußzehe, ein wenig Eis und ich vergess' es nicht; ich muß immer darauf zurückkommen, wenn man mich frägt, ob ich aus meiner Kindheit mich wohl noch irgend eines Momentes entsinnen könnte.

Als ich mich von Edmund trennte, war es auch ein solcher Ruhepunkt, wo ich Nichts erlebte und doch Alles auf einmal zusammenkam, so daß ich öfter an diese denken werde als an jene, wo mir der Athem und das Bewußtseyn ausging, an die Zeiten Arthur's und Edmund's. Es ist eine Periode der Besinnung und des Nachdenkens, die ich mir redlich aufzeichnen will. Euch ruf' ich an, ihr stillen Schauer der Nacht, zu wachen über mir, und mein Herz zu durchzittern, daß ich Wahrheit rede vor Gott!

Als ich Edmund oben auf der Warte des Jägerhauses sahe, wurde dicht in der Nähe mein Name gerufen. Ich wende mich um und erblicke Philipp, der sich mit kaltblütiger Ent-

schlossenheit auf den vordern Sitz des Wagens schwingt, die Zügel ergreift und mit mir davonfährt. Die plötzliche Erscheinung hatte meinen Willen so gelähmt, daß ich nicht wagte mich umzusehen, ja es war mir als zwänge mich eine dämonische Macht vorwärts zu blicken, und Edmund und die ganze Welt, die hinter mir lag, auf ewig zu vergessen. Die Eile, mit der Philipp durch den Wald jagte, ließ mich zu keiner Besinnung kommen; ich erschöpfte meine Kraft, und durch Nichts so sehr, als durch das Erstaunen, daß ich so fügsam seyn konnte, schwieg und die Oberherrschaft des Mannes vor mir, wie durch einen Instinkt, anerkennen mußte. Ich hielt dieß wechselseitige Stillschweigen nicht aus. Philipp war schon mehre Stunden gefahren, und noch immer wandt' er sich nicht nach mir zurück, und gab mir eine Erklärung über sein Vorhaben. Sie von ihm zu fordern, war ich unfähig. Eine unerklärliche Gewalt zwang mich, ihm Gehorsam zu leisten. Statt zu zürnen, oder nur um Aufklärung zu bitten, wandt'

ich mich zuerst an ihn, legte meine Hand auf seine Schulter und stieg, da er auf Nichts achtete, vorn auf seinen Sitz und sagte, als wär' es meine Pflicht ihm entgegenzukommen und ihn zu besänftigen: „Hier gehör' ich her!" Da er noch schwieg und mich nur mit einem prüfenden Blicke betrachtete, so konnt' ich nicht anders, als zärtlich gegen ihn seyn und ihn, nur um ein Wort zu erobern, mit Versicherungen meiner Anhänglichkeit überhäufen. „Was ist Dir Philipp? Du sprichst Nichts, ich habe wahrlich Unrecht gegen Dich."

Seine Antwort fing mit den Pferden an. Er sagte, daß sie nicht weiter könnten, wir es aber müßten. In einem kleinen Dorfe, das ganz nahe gelegen sei, woll' er das Fuhrwerk an den Eigenthümer zurückstellen, wir selbst aber müßten noch eine Strecke zu Fuß gehen, bis wir übernachten könnten.

Dies Alles sprach Philipp mit einer Zartheit und Zurückhaltung, die mir an ihm wohlbekannt war, und die mich immer zu ihm ge-

zogen hatte, weil sie eine mangelhafte Bildung leicht vergessen machen konnte.

Als wir darauf Arm in Arm, durch den schon finstern Wald gingen, sprach er nicht ein Wort von der Untreue, die ich an ihm mit so leichtem Herzen begangen hätte, sondern sagte: „Du weißt Seraphine, daß wir durch ein höheres Band verknüpft sind, als Menschen und Priester es weben können. Ich bin durch Dich in eine zweifelhafte Stellung zur Ewigkeit gekommen; Du selbst hast ein viel zu reines Gewissen, als daß Du Dich jemals in Deinem Leben auf die Dauer wirst mir entziehen können: Ich lasse Dich in den Kreisen, wohin Dich der Zufall oder der Trieb meiner los zu werden, führen mag, aber ich bin gewiß, daß wenn Du auch keine Sehnsucht hast zu mir zurückzukehren, Du doch niemals widerstreben wirst, wenn ich Dich hole. Du kannst in jene Welt nicht zurück, aus der ich Dich eben genommen habe, und um es mit einem Worte zu sagen, ich bedarf Deiner.“

Er eröffnete mir hierauf, daß ihn seine Seele um Alles bekümmere. Wir wollten freundschaftlich mit einander wohnen, er würde Alles achten, was ich ihm nicht freiwillig bieten würde, und von mir nur ermunternden Zuspruches gewärtig seyn. Ich vergaß schnell die Vergleichung meiner jetzigen und früheren Lage, und ging mit Vorliebe auf religiöse Gespräche ein, welche ihm die liebsten waren. So gelangten wir im tiefsten Dunkel, nur vom Wilde zuweilen aufgeschreckt, das sich aus dem Gebüsch vernehmlich machte, zuweilen von einem fallenden Schusse, wo Philipp immer stillstand und etwas vor sich hin sprach, in eine dicht von Bäumen umschlossene einsame Wohnung, die sich durch ein einziges Licht schon aus weiter Ferne den Wanderern angekündigt hatte. Ein paar Hunde fuhren auf, schwiegen aber, da sie Philipps Stimme hörten. Wir traten in das kleine Haus ein und begaben uns in das Zimmer, von wo das Licht durch die Fenster gefallen war. In einem Lehnsessel schnarchte eine alte Frau, die noch den Faden

des Spinnrockens der vor ihr stand, in der Hand hielt und durch eine ihr von der Nase gefallene Brille verrieth, daß sie in einem auf dem Tische liegenden Buche gelesen hatte, oder lesen wollte. Philipp rüttelte sie wach, und brauchte dabei ziemlich derbe Ausdrücke, die seinem feinen Wesen sonst fremd waren, verlangte eine Lagerstatt für mich, Nachtessen für uns Beide, und schien mir so ziemlich zu Hause zu seyn, da man selbst wenn man bezahlt, schwerlich so entschieden fordern konnte. Die Alte setzte sich in Bewegung, ließ uns allein und kam erst nach einer langen Weile mit klappernden Tellern und Gläsern zurück. Auch Philipp ließ mich einigemal allein während wir aßen; er stand mit vollem Munde auf und ging zur Alten hinaus, mit der er bald sehr laut über die geringfügige Mahlzeit tobte, bald wieder flüsterte, was mir recht unheimlich vorkam. Ich fragte ihn, was dies für ein Haus wäre, und er sagte mir, wie verwundert über Etwas das sich von selbst verstünde: Ein Wirthshaus. Ich dachte an keine böse Absicht, und folgte

ruhig in den ersten Stock, wo mir die Alte in einem Kämmerchen ein nothdürftiges Lager hergerichtet hatte. Da Alles um mich her ganz still war, so schlief ich vor Ermüdung bald ein.

Kaum mocht' ich jedoch eine Stunde geschlafen haben, als ich aufwachte. Ich fuhr auf, als hätte mich etwas erweckt, das sich erhorchen ließe. Aber ich hörte lange Nichts. Erst als ich wieder einzuschlafen versuchte, vernahm ich ein nicht weit entferntes Gespräch, an welchem bald mehr bald weniger Personen Theil nahmen. Wie von brennenden Fackeln fielen in meinen engen Schlafraum zuweilen vom Hofe her helle Lichtstreifen, die mir an der Wand bald den kleinen Spiegel bald ein Muttergottesbildchen zeigten. Die Neugier trieb mich aus dem Bette, ich sah in den Hof, wo mehre Männer bei Laternenschein von Gegenständen, die sie sich wechselseitig von den Schultern nahmen, einen kleinen Haufen thürmten, den sie dann wieder in Keller und Speicher abtrugen. Ich sahe bald, daß es todte Rehe und andere Waldthiere waren. Für

ein Haus in dieser Lage, schien mir dies nichts Neues; selbst daß Philipp dabei beschäftigt war, fiel mir nicht auf; ich kehrte in mein Bett zurück, und schlief bis zum frühen Morgen.

Wie ich erwachte, konnt' ich von meinem Bett aus in den Hof sehen, wo Philipp unten mein Fenster fixirte, und mein Herunterkommen zu erwarten schien. Ich kleidete mich schnell an, bekam im Hausflur sehr freundliche Morgengrüße von ihm und der Alten, und setzte mich in ein kleines wunderliches Fuhrwerk, das nur aus einem Kasten über zwei Rädern bestand, und von drei großen Hunden gezogen wurde. Philipp selbst ging nebenher und sagte: „So lange wir im Walde sind Seraphine, geht das recht gut, die Thiere halten schon ein paar Stunden aus, kehren dann auf ihre eigene Gefahr wieder nach Haus zurück, und wir sehen dann schon zu, wie wir weiter fortkommen."

Arthur hat immer gesagt, ich wäre leichtsinnig; und jetzt sahe ich wohl, daß er Recht

hatte; denn ich war seelenvergnügt über unsern Aufzug, und scherzte mit der besten Laune über meine Lage, von der ich keine Vorstellung hatte. Am Ende des Waldes sagte Philipp den Hunden Etwas in's Ohr, worauf die Thiere wie toll den Weg zurückliefen. Als ich darüber lachte, sagte Philipp, dieß hätte er von einem alten Norwegischen Jäger gelernt, der 1814 mit Carl Johann in Deutschland gewesen wäre. Die Lappländer machten es so mit ihren Rennthieren; und überhaupt fügte Philipp mit seinem gewöhnlichen Aberglauben hinzu: „Es gibt wunderbare Dinge in der Welt.“ Ich griff dieß sogleich auf und begann unsere geistlichen Gespräche fortzusetzen. Es war ein feierlicher Sonntagsmorgen der uns umwehte, indem wir so traulich durch die schwellenden, überreifen Saatfelder wandelten. Die Lerche wirbelte in der Luft; Philipp holte mir Kornblumen, die ich zu einem Kranze wand, die Glocken läuteten aus den Dörfern, die etwas tiefer im Thalgrunde lagen, geputzte Kirchgänger grüßten uns, in-

dem sie eilfertig schritten, um in die Messe zu kommen. Dieß anmuthige Wandeln dauerte bis Mittag. Dann miethete Philipp in dem Dorfe wo wir aßen, einen Leiterwagen, den sie ungern hergaben, weil es morgen in die Erndte ging. Das Exemplar, das wir bekamen, war kläglich genug. Ein Brett wurde in die Quere gelegt und an den beiden Seiten angebunden; ein Kissen von geschnittenem Stroh war in Ansehung des ganzen Gestells schon ein ausschweifender Luxus. Wir lachten jedoch mit Zufriedenheit über Alles was uns begegnete; Philipp rauchte sein Pfeife und ich sang, seit langer Zeit zum Erstenmale, der fröhlichen Menschen mich freuend, die in den Wirthshäusern wo wir hinkamen, bei Musik und Tanz, die kurze Blüthe feierten, welche zuweilen auch von den Disteln ihres Daseyns getrieben wird. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich in dem Städtchen an, wo Philipp seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und ich die heilige Verpflichtung zu haben glaubte, hinfort ruhig und mit Ergebung

in mein Schicksal zu bleiben. Man fährt über ein kleines Wasser, ehe man in die Stadt kommt, d. h. es war eine Brücke da, aber die Hitze hatte den Bach ausgetrocknet. So dacht' ich von mir selbst. „Sei nur immer eine Passage für die Menschheit," sagt' ich still in mich hinein; „ein Uebergang, eine Hilfs- und Rettungsbrücke für die Deinen. Jetzt hast Du keinen Strom, Philipp ist nur ein schmaler Streifen Wassers, und unvergleichbar jenen stürmenden Bergkataraktеn Arthur, und jenem murmelnden mit Blumen besetzten Wiesenbache, Edmund! Und wenn du Nichts wirkest, Seraphine, denke nur immer, daß du es wolltest, daß du dastehest mit ausgebreiteten Armen, strebend und anbietend, eine Mühle, die immer im vollem rauschenden Gange ist, wenn für die Menschheit auch nicht einmal so viel Körner, als auf eine Aehre gehen, zwischen die umrollenden Steine fallen!"

Das Häuschen, in welchem ich hinfort wohnen sollte, gehörte Philipps Mutter und war

zugleich auch von seinem Bruder bewohnt. Wir waren so schnell vor demselben angekommen, daß mich Philipp kaum noch bedeuten konnte, man wüßte hier Nichts von seinem Religionswechsel; man glaubte auch von mir nur, daß ich durch irgend eine herrschaftliche Veranlassung seiner Obhut anvertraut wäre. Die alte Mutter steckte ihr Köpfchen aus dem Fenster, lachte und nickte ohne aber auch nur einen Schritt uns entgegen zu thun. Ich sah bald, daß sie vor Alter etwas beschränkt war und daß man sie dahin treiben mußte, wohin man sie haben wollte. Sie sagte immer, sie wolle Alles thun, und daß es gleich fertig seyn würde; wenn man aber nachsahe, so hatte sie noch gar nicht angefangen. Sie stand mir minutenlang gegenüber, die Hände über den obern Leib gefaltet, und betrachtete mich mit wohlgefälligem Beifallnicken, ohne daß sie wahrscheinlich wußte, worüber sie bei mir denn eigentlich zufrieden seyn durfte. Ich sagte ihr: „Mutterchen, Sie sind wohl schon in den Sechzigen?“ Und Beifall nickend antwortete

sie: „Ja, sie wird gleich da seyn.“ Sie meinte nämlich eine Suppe, die übrigens noch nicht einmal auf dem Heerde stand. Als ich ihr dieß bemerkte, lachte sie übermäßig und schickte sich an, auf Philipps dringendes Verlangen einen Abendimbiß zuzubereiten. Er gab seine Befehle so laut, daß ich auf die Taubheit der alten Frau schließen mußte.

Die Lage des Häuschens war mitten in einer Straße, welche aus lauter kleinen Wohnungen mit runden und mit Blei befestigten Fensterscheiben bestand; aber sie hatte sich im Innern so gut geschmückt als es ging. Die Wand nach dem Hofe zu war mit einem üppigen Weinwuchs besetzt. Hof und Garten liefen in eins. Vorn waren Beete angelegt, die reichliche Küchengewächse trugen, dann kam ein Brunnen, ein paar Obstbäume, ein kleiner Pfuhl für Gänse und Enten und zuletzt eine Laube, welche sehr dicht bewachsen war, in welcher aber nicht die Liebe, sondern die Wirthschaft ihre Zuflucht gefunden hatte. Zuber und Eimer,

der ganze Waschapparat stand an diesem anmuthigen Orte aufgeschichtet. Gränzen gegen das Gebiet der Nachbarn waren nirgends gezogen; das Augenmerk und die Ehrlichkeit waren der Zaun, der das eine Gebiet vom andern trennte. Ich nahm das Alles noch am halben Tage in Augenschein, und dachte sehr eifrig darüber nach, wie man wohl aus der herrlichen, mit sogenanntem wilden Wein überzogenen Waschküche wieder eine Laube, wenn auch nicht für die Liebe, doch für die Einsamkeit machen könne.

Als ich in das Haus wieder zurückkam, war die Alte schon zu Bette gegangen, hatte den Feuerheerd, die Suppe und die Kartoffeln dem Zufall und dem Anbrande überlassen, und schien die neuen Ankömmlinge plötzlich wieder vergessen zu haben. Das Feuer loderte flackernd in den Schornstein empor, es zischte aus allen Töpfen; Philipp und ich wir laufen Beide hin und sind um die Hälfte unserer Ladung betrogen. Philipp lärmte im Hause, richtete aber Nichts aus, son-

dern mußte froh seyn, das Zimmer unverschlossen zu finden, welches künftig von mir sollte bewohnt werden. Es hatte die Aussicht in den Hof und Garten, und war gar anmuthig ausgestattet. Sehr viel Embleme des Katholicismus, ein kleiner porzellanener Kalvarienberg standen unter dem Spiegel auf der weißen Decke, welche auf einem Pfeilerschränkchen ausgebreitet war. Eine Menge wahrscheinlich im Würfelspiel auf Jahrmärkten gewonnener Gläser, standen rings um die heilige Passion, ja es fehlte sogar nicht an einer Katze aus Gyps, die mit dem Kopfe hin und herwackelte. Es war eine herrliche Nacht, die Sonne ohne Wolkengefolge untergegangen, die Sterne sich tief in den nächtlich blauen Himmel versenkend. Die Menge von Gärten, die sich hier alle übersehen ließen, lagen in ödem Schweigen da; zuweilen nur schrie eine Gans, die aus einem Traume auffuhr, oder ein Hahn, der sich in der Zeit verrechnet hatte, krähte vorzeitig laut. Was ich schon Alles gewesen war, und wie nun dieß

Alles noch werden sollte — Ich blickte mit einem erstaunten Lächeln in den dunkeln Nachthimmel, und flüsterte zu Gott, daß hienieden Alles auf sich beruhe und gleichgültig wäre, wenn man sich mit ihm nur unter vier Augen beisammen fühlen könnte. Wer könnte sich zwischen mich und den Himmel drängen?

Ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem im Hause erhobenen Lärmen erwachte. Eine fluchende Stimme polterte die Treppe hinauf, und benahm sich dabei so schwerfällig, daß ich auf einen Berauschten schließen mußte, der erst so spät aus dem Wirthshause heim kam. Er mochte schon oben seyn, als man einen starken Fall hörte. Ich wollte hinzuspringen, hörte aber bald jenes zufriedene Lachen, welches Menschen in dem vermutheten Zustande eigen ist. Eine Hand tastete an der Wand. Der Ankommende suchte fluchend seine Thür und schien endlich in sie hineinzustürzen, ohne daß ich hörte, daß sie wieder angelehnt wurde. Endlich war Alles still, und

von der Müdigkeit überwältigt, schlief ich wieder ein.

Am frühen Morgen wurd' ich wieder durch Geräusch geweckt; aber auf eine weit angenehmere Art. Ein recht gut klingendes und wohlgestimmtes Klavier wurde kräftig angeschlagen, und ich traute meinem Ohre kaum, da die Akkorde aus jenem Zimmer zu kommen schienen, welches in der Nacht mit so vieler Ungewißheit gesucht wurde. Ich warf mich in ein Morgenkleid, öffnete das Fenster, in welches eben der erste Frühstrahl der aufgehenden Sonne fiel, lehnte mich hinaus, und sog mit der freien frischen Luft der Natur eine Fülle von schmelzenden Tönen ein, welche aus einem nach dem Hofe zu geöffneten Fenster kamen. Es waren die reizendsten und schwierigsten Compositionen der klassischen Meister, welche hier von einer geübten Hand gespielt wurden. Eigene Phantasien lösten die Noten ab; im Anschlag erkannt' ich den fertigen Techniker, im Ausdruck aber, in der Modulation, in den Tempis eine mit dem tiefsten We-

sen der Musik vertraute Meisterschaft. Der Spielende mußte ein Mann seyn, was ich aus seinem häufigen Räuspern erkannte. Endlich schien er die Kehle rein zu haben, und begann mit einer tiefen und sonoren Baßstimme einige Arien zu singen, welche von dem routinirtesten Sänger in der Residenz nicht besser vorgetragen werden konnten. Einige komische Stücke von Mozart, von Cimarosa und älteren Italiänern, waren durch ächt theatralischen Humor ausgezeichnet. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das ich bei diesen unscheinbaren Umgebungen über die Entdeckung eines musikalischen Genie's empfand.

Eine Magd, die erst diesen Morgen zugezogen war, wollte mir im Ankleiden behülflich seyn. Philipp rief mich in das Wohnzimmer hinunter, wo die Alte schon mit vieler Behaglichkeit ihr Frühstück schlürfte. Sie nickte mir sehr freundlich zu, und gab mir, als ich mich schon gesetzt und mit Philipp gesprochen hatte, noch wie nachträglich, als etwas Vergessenes die

Hand. Alles was sie sprach, waren nur die Worte: „Ja, ja.“ Aber sie verstand diese beiden Sylben so eigenthümlich im Tone zu variiren, daß mir, was sie sagte immer wie eine sehr lange und ausführliche Rede vorkam. Ich fragte Philipp nach dem Virtuosen neben mir. Er sagte: „Das ist mein Bruder. Er versteht Musik, das muß man ihm lassen; er ist Organist in der Kirche!“ Nach dem Störenfried von gestern Nacht fragt' ich nicht, denn ich war überzeugt, er wäre im Hause nur eingemiethet und hätte mit Philipp und seinem Bruder nichts weiter zu schaffen. Als ich darauf in den Garten ging, hört' ich den jungen Organisten noch immer mitten in seinen Studien. Er hörte auch die Hälfte des Vormittags nicht auf, kam nie an das Fenster, sondern spielte und sang abwechselnd mit einem unermüdlichen Eifer. Philipp holte mich darauf ab, einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Um der gaffenden Neugier zu entgehen, nahmen wir den kürzesten Weg. Wir waren bald draußen im Felde, und schlu-

gen unsern Weg rings um die offene Stadt ein. Hier gab es viel über kleine Gräben zu springen, und durch tief gelegenes feuchtes Gras zu schreiten. Da rings um die Stadt schon geerntet war, so hatte man eine weite Uebersicht der Ebene. Durch die Kartoffeln verkürzten wir uns die Umwege, zuweilen sehr scharf darob von einem Bürger angesehen, der mit Hut und Stock auf seinem Grundstück postirte, und erst nach einigem Besinnen unser Grüßen erwiederte. Ich wurde müde genug, daß wir uns auf eine Wiese mit rothen und weißen Kleeblumen niedersetzten. Ich suchte nach einem viergespaltenen Kleeblatt. Philipp half mir; aber es traf sich Nichts.

„Ich sehe wohl," begann jetzt Philipp, „daß ich recht thörigt gehandelt habe, Dich in diese abgeschiedene Welt zu versetzen. Du kannst vielleicht Freude an der Einsamkeit finden; das war auch mein Gedanke; aber jetzt seh' ich erst, daß Du gar nicht einsam bist, sondern durch meine taube und schwache Mutter und manches Andere recht geplagt seyn wirst. Sage mir nur, wie

ich es nun mit Dir machen soll? Ob Du wieder in Dienst gehen willst, oder zu Deinen Eltern?"

Ich antwortete ihm, daß es mir in der Lage recht wohl gefiele, und daß ich, wenn sie nicht so sonderbar wäre, sie wohl immer theilen möchte. Inzwischen aber blieb' ich noch gern hier, und wollte die Zeit benutzen, mich zu sammeln und nebenbei recht verständig zu werden.

Das schien Philipp zu erfreuen und er sagte, indem er die Luft in seinem Pfeifenrohr probirte, und den Schwamm zurecht legte, um sich Feuer zu schlagen, mit leiser Stimme: „Wenn Du mir nur ein wenig gut seyn könntest!" Ich wußte darauf vor Verlegenheit Nichts zu antworten, und fragte ihn blos, ob er denn noch immer hübsch kräftig an Luther glaubte?

„Ei," sagte er, indem er sich seine Pfeife anrauchte: „das ist ja Alles Schnickschnack! Ich mache mir keine Scrupel mehr; denn der Mensch ist immer besser, wenn er das zu übertreffen sucht, was er eigentlich durch die Natur schon ist! Wenn ich immer höre, daß so die Juden

von ihrer Ehre sprechen, und daß sie sich darum nicht können taufen lassen, so möcht' ich doch wissen, ob es nicht eine größere Schande ist, wenn man keinen freien Willen hat? Was sie mir gespritzt haben bei meiner Taufe, oder fortgeschnitten bei meiner Beschneidung, das kann wohl so ziemlich meine Ehre nicht seyn, weil man mich wenig darnach gefragt hat. Was man ist, soll man durch sich selber seyn; und ich gestehe Dir, ich komme mir groß vor unter diesem Volk, wo ich früher das Paternoster artig mitgemacht habe."

Als er dieß sagte, zog eben ein Priester an uns vorüber, vor welchem das Hochheilige getragen wurde. Philipp war so sehr an die Reverenz gewöhnt, daß er aufsprang, seine Pfeife ins Gras warf und die Mütze zog. Er war über diese Inkonsequenz so beschämt, daß ich ihn nicht erst auszulachen brauchte, sondern auf das dürre Gras verwies, welches von dem heißen Porzellankopfe ringsum versengte.

Nach Hause zurückgekehrt, ging ich erst um

meinen Hut abzulegen auf mein Zimmer, und hörte, als ich darauf die Treppe wieder herunterstieg, einen so gräßlichen Lärm in dem Wohnzimmer, daß ich nicht hineinzugehen wagte. Auf den Tisch wurde mit entsetzlichen Flüchen gedonnert; Messer wurden unter das aufgesetzte Speisegeschirr geworfen. Endlich flog die Thür auf, und Philipp warf einen jungen Mann aus dem Zimmer hinaus. Wie mich dieser jähzornige Mensch erblickte, fragte er: „Was wollen Sie hier?“ Ich konnte vor Schreck keine Antwort geben, und suchte hinein zu Philipp zu kommen. Er schleuderte mich zurück, fiel aber selbst über die falschberechnete Anwendung seiner Kräfte zu Boden, und blieb einen Augenblick wie betäubt liegen. Philipp kam heraus und sagte: „Das ist mein Bruder, er wird vernünftig seyn. Komm Ferdinand und setz' Dich zu Tisch'.“

Der junge Mann that es schweigend, die Mutter saß schon und aß mit Heißhunger. Philipp sah zum Fenster hinaus, um seine Aufregung zu verbergen. Zu ihm zu gehen, hinderten

mich in der That nur die stieren Blicke seines Bruders, dessen Verstand mit Riesenanstrengung zu kämpfen schien, um sich klar und nüchtern zu werden. Mit sehr hochtrabenden Worten tastete er allmählig nach Besinnung. Es war eine gräßliche Erscheinung für mich, die ich nicht unbedingt verachten konnte, da ich die musikalischen Genüsse vom heutigen Morgen nicht vergessen hatte. Endlich fand ich das richtige Bett, in welchem der Strom meiner Empfindung fort konnte. Die Wehmuth über einen so unglücklichen Kontrast des Genie's und des Charakters, ergriff mich zu heftig; ich eilte auf mein Zimmer hinauf, und badete mich in Thränen über einen so unerklärlichen Widerspruch.

Kurz nachher kam Philipp zu mir und suchte mir Aufklärung zu geben. „An diesen Menschen," sagte er mit der heftigsten Erbitterung, „haben Eltern und Verwandte die Blutstropfen ihrer Anstrengungen gewandt. Sie haben ihm Unterricht und Kenntnisse beigebracht, die weit

über die Bildung seines innern Menschen hinüberragen. Sie hungerten, damit er bei den größten Meistern in der Musik zu Tische ging. Er kommt zurück als ein Matador auf allen Instrumenten. Er hat beim —ten Linieninfanterieregiment drei Jahre lang die erste Clarinette geblasen, hat alle Opern, wie sie nur in Berlin gegeben werden, auf Militairmusik übergeschrieben und alle Donnerstage in seiner frühern Garnisonsstadt öffentliche Konzerte gegeben, und nun ist ein solcher Teufelsgeist in ihn gefahren, daß er den ganzen Tag flucht und wirklich in allen Dingen ein rechter Uebelthäter ist. Hier hat er die Organistenstelle; die hat er wohl nehmen müssen, da er von den Soldaten fort mußte wegen schlechter Streiche; es ist eine Schande für eine ganze Gemeinde eigentlich, daß sie, um Gott zu loben, sich gleichsam vom Satan selbst dazu aufspielen läßt; aber die Menschen sind hier in ihn vernarrt, in seine großen Redensarten, in seine musikalischen Kunststücke. Nur der Pfarrer durchschaut ihn, und hat ihm heut angekündigt,

daß in acht Tagen sein Gottesdienst zu Ende geht, und er Register und Blasebalg dann an einen jungen, frommen und gesitteten Menschen abzutreten hat, der aus dem katholischen Landschullehrerseminar bis dahin eintreffen wird. Jetzt wüthet der Taugenichts, und will den Pfarrer sammt dem Seminaristen umbringen. Er will die Orgel verderben, kurz man kann nicht sicher seyn, was für Spitzbübereien von ihm ausgehen. Aber ich paß' ihm auf die Schliche, und sollt' ich ihn über den Haufen schießen, ich will ihn schon in Raison halten."

Philipp brannte im Gesicht, als er dieß sagte und ging mit einer drohenden Gebärde, als wenn ich Schuld daran trüge, zur Thür hinaus. Ich zitterte vor Furcht, als der Lärm schon wieder begann, und damit endete, daß Philipp seinen Bruder zum Hause hinauswarf. Ich sah darauf den ganzen Tag und den Abend keinen von Beiden mehr, zerstreute mich durch die Abfassung einiger Briefe, und ging zu Bett mit

der Absicht, am nächsten Tage auf meine Abreise zu dringen.

Den kommenden Morgen verschönte wieder eine himmlische Musik, die aus dem Fenster des Organisten kam. Es war jetzt nicht mehr die Fertigkeit welche mich anzog, sondern die göttliche Empfindung, welche das Spiel beseelte. Jedes einzelne Musikstück war zu gleicher Zeit ein durchdachtes Kunstwerk und zugleich Naturlaut der bald jubelte bald weinte, bald hoffte, bald verzweifelte und fast möchte man sagen, die Gedanken des Componisten selbst zu überflügeln schien. Ich eilte hinunter in den Garten, wo zwar nur sehr wenig Schatten war, ich aber die Töne, die von oben kamen, voller und reiner vernehmen konnte. Ich setzte mich in der Laube auf einem umgekehrten Eimer nieder, und richtete unverwandt meine Augen dem bezaubernden Fenster zu. Wie ich so eine Weile geschaut, und über das Finale einer Beethoven'schen Sonate alle irdische Sehkraft verloren hatte, trat Ferdinand an das offene Fenster und grüßte mich mit einem

Lächeln, dessen Vertraulichkeit ich übersah, da ich Nichts sah. Erst als er sprach, besann ich mich. Die Entfernung war nicht so groß, daß ich ihn nicht hätte verstehen sollen. Er fragte mich: „Von wem war dies?“ Ich rief: „Von Beethoven.“ Er nickte mit begeistertem Lächeln. „Verstehen Sie Beethoven'sche Musik?“ fuhr er fort.

„Ich verstehe sie wohl,“ sagte ich, „aber ich kann sie nicht erklären.“

„Sie müssen nur immer auf den Baß sehen,“ rief er von Oben herunter. „Bei der neuern Musik, besonders der französischen, können die Componisten nicht hoch genug hinaufkommen; die Violinisten tasten da immer hinter dem Brette hinauf, als wenn da bei den quitschenden Tönen die Herrlichkeit läge; und bei Beethoven werden Sie finden, er kann nie tief genug hinunter. All' seine Gedanken reißt er in den Baß hinab, und möchte gern noch einen Ton finden, der da unten ganz im tiefsten Ab-

grunde, wie das tausendjährige Greisenwort des alten Saturn brummte.“

Als ich schwieg, fuhr er, sich behaglich zum Fenster hinauslehnend, fort: „Ja, ich versichere Sie, Beethoven'sche Musik will studirt seyn. Man vergleicht Beethoven mit Jean Paul. Allein das will Nichts sagen; denn wie herrlich auch die Bilder dieses Dichters und seine humoristischen Abwechslungen sind, so läuft bei ihm doch Alles ziemlich bunt durch einander, so daß man nie recht weiß wo man ist. Auch sind Töne etwas Anderes als Worte, und klappern nicht, wenn sie Uebergänge machen, so hölzern neben her wie diese. Man muß bei Beethoven immer davon ergriffen seyn, daß seine Musik ein Ganzes ist, eine organische Selbstschöpfung, die trotz aller Freiheit des Gemüths und der Empfindung, doch in ihrem Anfange schon die Nothwendigkeit ihres Endes besitzt. Das Herrliche dabei ist der Schein der Anarchie, ist jene Verwirrung, und beinah möchte man sagen Geistesabwesenheit, welche

zuweilen über Beethovens musikalische Gedanken zu kommen scheinen. Aber das sind jene magnetischen somnambülen Traumphantasien, welche sich wie unbewußt auf das Auge des göttlichen Sehers legen, und durch welche sich das Thema zuerst leise und darauf mit aller Macht der Instrumentation hindurcharbeitet. Beethovens Musik ist nicht plastisch. Fidelio begeistert durch den Werth der Musik; aber es fehlt ihm die dramatische Angemessenheit. Beethovens Musikstücke sind keine malerischen Repräsentationen, oder stellen sich in musikalischen Thatsachen zu gleicher Zeit dem Auge wie dem Ohre dar; sondern Beethovens Musik ist träumerisches Ausspinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, eine Gebirgswanderung, mit all ihren erhabenen und anmuthigen Abwechslungen. Wir beginnen ohne viel Pomp und auf den Effekt berechnetes Raffinement, ganz einfach und eben, treten dann mitten in die Alpenpracht hinein, und klimmen auf und ab; jagen bald nach einem Vogel, bald verweilen wir an einem grünen Ranft,

der mit Blumen besetzt ist, bald läutet monoton von der Matte herab das Glöckchen der weidenden Kuh; dann verengt sich das Thal, wir müssen steigen, und drängen uns durch die engsten Passagen hindurch. Wie wir so mühselig wandern und die innere Dialektik der Noten erschöpfen, spottet unserer ein Vogel der über uns wegfliegt, ruft uns ein Echo, oder läutet es weit, weit hinter den Bergen aus einer unsichtbaren Klosterkirche zur sonntägigen Frühmette. Endlich spalten sich die Felsen, und lachender Sonnenschein gießt sich über ein wunderbares neuentdecktes Thal. Bemerken Sie wohl, daß man Beethoven nicht zu der vorzugsweise sentimentalen Manier rechnen kann. Er läßt alle Töne des Gemüthes walten, am liebsten die klagenden, und wie oft Gefühle die vor Schmerz zum Himmel schreien! Allein er wird sich nie in der Wehmuth begraben. Sein Gedanke ist immer männlich und vertrauensvoll. Er entwindet sich mit Sanftmuth, nicht selten mit einem Scherze dem dämmernden Brüten und der Reflexion auf

sich selbst. Er steigt wieder jubelnd wie die Lerche empor, und schließt die meisten Compositionen mit einer Heiterkeit, die versöhnt, mit einem Blicke der lächeln kann, weil er überwunden hat."

Indem Ferdinand diese Worte sprach, hob sich seine Gestalt. Ich selbst stand wie festgebannt von dem Zauber eines Widerspruches, von dem ich in dem Momente kaum noch wußte, und sah den jungen Musiker mit großen Augen an. Plötzlich nahm er eine Lorgnette, und rief: „Da ist eine Spinne, die hat gemerkt daß wir von Musik sprechen. Spinnen sind die einzigen Musikkenner unter den Thieren; ich glaube die durch die Luft vibrirenden Töne machen ihren Nerven ein galvanisches Wohlbehagen. Dort, dort, auf Ihrem Kleide!"

Ich schrie vor dem garstigen Thiere; er aber schlug lachend das Fenster zu, und das unerwartete Gespräch war beendigt.

Als Philipp später neue Schmähungen über seinen Bruder häufte, mußt' ich mich ganz still

verhalten, weil mir zur Bestätigung oder zum Widerspruche Muth und Ueberzeugung fehlten. Ich verzweifelte, mir die Möglichkeit zu erklären, wie in einem und demselben Herzen zwei so verschiedene Prinzipien walten konnten, denn die Musik war bei Ferdinand nicht etwas Erlerntes, sondern wirklich etwas aus dem Herzen Gebornes. Wie konnte man in den zartesten Saiten des Gemüthes so leicht berührt seyn, und zu gleicher Zeit in sich eine so unermeßliche Rohheit aufkommen lassen! Ich dachte an Shakspeare's „gute Leute und schlechte Musikanten," und wandte diese Bezeichnung umgekehrt auf Ferdinand an, wo freilich der Scherz ein bitterer Ernst wurde.

Es war immer nur gegen Abend daß die Crisis ausbrach. In einem Wirthshause dominirte Ferdinand alle Gespräche. Er erzählte von allen möglichen Dingen in der Welt, und die Leute liebten ihn, weil er ein Tausendkünstler war, und dabei das große Wort führte. Seit einiger Zeit war der Pfarrer der Gegenstand sei-

ner heftigsten Anklage. „Ich soll Ruhe geben; er will mich exkommunizіren," schrie er, wie ich es aus dem Wirthshause hören konnte, und verdrehte dabei das letzte Wort auf eine sehr komische Weise, da ihm schon der Gebrauch der Zunge schwierig geworden war. Ich kam mit Philipp von einem Abendspaziergange heim, und hatte vergebens gesucht seine Entschlossenheit gegen Ferdinand zu mildern. Er sagte: „Er ist gescheidter als sie alle hier in dem Nest. Er giebt mir auch Räthsel auf, aber ich werde mich nicht einschüchtern lassen. Ich wundere mich nur, woher der Pfarrer den Muth genommen hat, ihn von der Orgel zu treiben. Denn das bleibt schon richtig, nachmachen kann's ihm keiner."

In Ferdinand schien dieselbe Ueberzeugung, aber mit fanatischer Glut zu lodern. Um seines Zornes ledig zu werden und vielleicht an die Ursache gar nicht zu denken, ergriff er das Mittel sich mit wahnsinnigem Getöse zu umgeben. Er zog gegen Mitternacht mit einer Rotte gegen das Haus seiner Mutter, und warf als ihn Nie-

mand einlassen wollte, die Fenster ein. Philipp, kaum angekleidet stürzte hinaus, ergriff den Taumelnden, und richtete ihn im Jähzorn so grausam zu, daß er am Morgen verwundet auf der Straße gefunden wurde. Furcht vor einer Untersuchung zwang Philipp wohl, sich schnell seiner anzunehmen. Er trug Ferdinand auf sein Zimmer, und ich kann wohl sagen, daß diese Summe von Brutalität und Gemeinheit an dem einen Bruder wie an dem Andern, mich mit so heftigem Abscheu erfüllte, daß ich gesonnen war mein Heil in der Flucht zu suchen. Doch was mich fesselte war, als sich Ferdinand bald erholt hatte, sein erneuertes Spiel. Mich zog jedoch dießmal nicht die Klarheit und die Seele desselben an, sie tauchte auch nirgend auf; sondern in wilden phantastischen Fugen stürmte seine Hand in den Tasten und brachte Notenanakoluthien zusammen, wo das Gräßliche bald komisch, das Komische wieder grauenerregend war. So ging dies den ganzen Vormittag in einer Weise fort, wo alle kräftigen aber bösen Geister aus Ferdinands Seele

herauszuwüthen schienen; wo sich die Töne mit jenen Alpenmassen vergleichen ließen, auf welchen die verwegenen Titanen den Sitz der Götter stürmen wollten. Die klagenden Akkorde, welche zuweilen durch das satanische Gewühl hindurchdrangen, machten den entsetzlichsten Eindruck. Es schienen verdammte Seelen zu seyn, die in der siedenden Höllenglut stöhnten und ächzten; oder jene Schmerzenslaute, die wie man sagt mit der höchsten Raserei des Sinnengenusses verbunden seyn sollen.*) Das währte bis gegen Mittag, wo sich Ferdinand in dem nachlässigsten Anzuge aus dem Hause fortschlich. „Wenn er etwas Böses thut," sagte Philipp, „so thut er es gegen den Pfarrer; der ist aber glücklicher Weise verreist."

Als die Dämmerung einbrach, und die Bewohner der Stadt durch die engen Straßen schlenderten, und sich zuweilen unter Lindenbäumen niederließen, von welchen hier und da ein Haus beschattet war; da waren zuletzt alle an der Pfarrkirche festgebannt, in welcher so tief

*) O die Frauenzimmer!

nach Sonnenuntergang noch die Orgel gespielt wurde. Die verschlossene Thür verhinderte den Eintritt; der Küster sagte, daß der Organist und der Balgetreter hinter sich zugeschlossen hätten. Man horchte den Tönen, die aus dem stattlich gewölbten Gebäude kamen. Die Orgel wurde angeschlagen, aber wahrlich nicht zu Ehren Gottes! Eine feindselige Macht schien in das Heiligthum des Herrn gedrungen; der Teufel selbst war es, welcher den Himmel verhöhnte. Diese Melodien waren ein Ausfluß der unheiligsten Gesinnung. Sie waren riesig und genial gedacht, aber sie hatten Bestimmungen, welche nach Unten, nicht nach Oben zeigten. Die höchsten Register an dem heiligen Instrumente, nur angeschlagen, wenn man die Freudigkeit des Gottvertrauens in ihren höchsten Jubel ausbrechen lassen wollte, diese Register waren stets in zitternder lockender Bewegung, tändelten, scherzten und lachten in die Wölbung der Kirche hinein. Die heiligsten Gesänge, die noch aus des heiligen Ambrosius Zeiten herstammten, wur-

den karrikirt, ins Lächerliche gezogen, und mit weltlichen aus Opern gerissenen Tönen verunreinigt. Das mächtige brausende Instrument mußte allen Einfällen und Kapriolen dieses ruchlosen Talentes nachspringen, mußte tanzen und pfeifen, mußte trillern und cadenziren; die heilige Orgel, die sonst nur betet, und mit den rauschenden Fittigen ihrer gewaltigen Töne die gläubige verklärte Seele zum Himmel hebt!

Ich hörte dies mit Schrecken, als ich vorüberging und floh von der Kirchenmauer fort, an welcher es mir wurde als glühte der Boden unter mir, als fielen die Chöre der Unterirdischen in jenen lächerlichen Spott ein, der drinnen den Altar, das Cruzifix, die heilige Monstranz und die Bilder der Apostel und Märtyrer mit Gottlosigkeit besprützte. Aber von den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern ahnte Niemand diese Entheiligung. Der Teufel kitzelte ihnen die Füße, so daß sie zu springen und zu tanzen anfingen, und so laut jauchzten, wie auf der Kirchweihe, wenn sie beim Walzen die Absätze

an einander schlagen. Das währte bis tief in die Nacht hinein. Das Orgelspiel drinnen wurde plötzlich matter und matter, erhob sich dann noch einmal, und ahmte ein höllisches erschütterndes Gelächter nach; worauf Alles schwieg. Die ganze Stadt war in Jubel gekommen. Niemand verfolgte einen kleinen Lampenschimmer, der durch die Fenster der Kirche fiel, Niemand kümmerte sich darum, wie der Organist mit seinem gewiß schuldlosen Balgetreter die Kirche verließ.

Ach, und dieser Spott des Heiligsten, währte vier volle Tage, und wiederholte sich jeden Abend bei Untergang der Sonne und sann auf Mittel und Wege, das Bizarrste und Gemeinste aus den Registern der Orgel hervorzuziehen. „Ich will die Orgel verderben,“ hatte Ferdinand gesagt; Philipp fürchtete dies, ahnte aber nicht was sein Bruder damit gemeint hatte; und jetzt war er auf einige Tage verreist, so daß ich ihm keinen Aufschluß geben konnte. Ferdinand ging darauf aus, die Stadt zu verzaubern und seinem Nachfolger ein so entheiligtes Instrument zu

hinterlassen, daß von nun an kein Ton mehr zum Herzen dringen, sondern sich der Gesang des Gottesdienstes in eitel Sinnenlust und Narrethei verwandeln sollte. Man sah ihn den ganzen Tag nicht. Wenn der Balgetreter in die Kirche kam, und hinter sich zuschloß, wie ihm befohlen war, so fand er Ferdinand schon immer auf dem Platze, mit Noten-Papier und Bleistift, und die tollsten Notensprünge punktirend. Dann begann das Toben drinnen und draußen; der spielte, diese jubelten, und was man höchstens sagte war: „Ein närrischer Kerl! Schade um ihn! Den hätten sie auch recht gut dran lassen können!" Ein wilder, beleibter Metzger rief aus: „Hurrah, Geistlich und Weltlich!" Ein Anderer rief: „Daß dich, Klingelbeutel und Granaten!"

Diese Höhe hatte das Treiben an einem Samstag Abend erreicht. Am nächsten Morgen, ganz in der Frühe fuhr der Pfarrer mit seinem neuen Cantor und Organisten, den er selbst aus dem Seminar abgeholt hatte, den kleinen Hü-

gel hinauf, auf welchem die Stadt lag. Es war ein frischer, herrlicher Herbstmorgen. Die Luft roch nach lauter reifen rothwangigen Aepfeln. Der Pfarrer war im Ornat, weil er sogleich in die Kirche gehen wollte um die Messe zu lesen und zu predigen. Ich konnte das kleine Bauernfuhrwerk von meinem Fenster aus wohl unterscheiden; zog mich auch schnell an, und ging obgleich mit Eifer an meinem Luther hängend, doch in die Messe, weil ich glaube, Jude, Katholik und Lutheraner, es ist denn doch immer derselbe Gott!

Wie ich auf der Straße bin, da seh' ich keinen Menschen der mit Andacht auf sein Gesangbuch blickte. Der Pfarrer kommt die Straße herauf; sie betrachten ihn Alle mit zweideutigen Mienen und wissen nicht mehr, wo ihnen der Schirm an der Mütze sitzt. Der Mann seufzt da ich, die Ketzerin, ihn allein begrüße. Er segnet mich als er vorübergeht, und Niemand ist da der mich zu beneiden scheint. Das heilige Amt beginnt, man schwatzt und lacht über die Sitzstühle hinaus, winkt sich und reicht sich nicht

einmal in ein Sacktuch eingehüllt die Tabaksdosen von einem Orte zum andern. Der heilige Orgelton scheint Alle lustig zu stimmen. Die Männer kratzen sich ganz wohlgemuth im Kopf und keine einzige Frau läßt ihre sonst so krähende Stimme ertönen. Ich weinte, als ich dieß Alles sah, und fing sogar an für mich selbst zu zittern, da der Ton der Orgel etwas eigenthümlich Fremdes und Spöttisches zu haben schien. Ich war beklommen, daß man mir meine Angst ansehen möchte, eilte aus der Kirche und flüchtete mich so weit, daß ich das Instrument nicht mehr hören konnte. Als es schwieg, kehrte ich zur Predigt zurück. Die ganze Gemeinde war zerstreut; Niemand blieb zum Abendmahl, und wie im Tumult leerte sich das Gotteshaus. Am Nachmittag ging Niemand hinein, die Leute zerstreuten sich auf die Dörfer, wo viel getanzt und geflucht wurde. Am Abend kam mitten in der Stadt Feuer aus. Die Leute sagten als sie herbeieilten, das hätte der Eigenthümer selbst angelegt, weil er sich nicht nur in Berlin, sondern

auch in Paris versichert hätte. Man lachte und sagte: „Ei, nun wollen wir's bald Alle so machen!“

So begann und vermehrte sich die Verwilderung der Stadt. Die Arbeitsstunden wurden verkürzt und die Ausfälle in den dadurch verminderten Einnahmen mußten einige Juden decken, denen die Bürgerschaft bald mit Leib und Seele sich verpfändete. Wohin man blickte, wurden Possen getrieben. Ja es gab sogar alte Leute, welche auf dem Brummeisen spielten, oder Nürnberger Mundharmoniken von vier Tönen, die einen Akkord machten, beim Holzspalten, beim Heueinfahren und beim Seifensieden, den ganzen Tag anhauchten. Der Leichtsinn wuchs und trug sich bald von den Sitten auf die Verhältnisse über. Die ehelichen Bande wurden locker; es wurde üblich, sich mehr um seine Schwägerin als um seine Frau zu bekümmern. Die Vettern besuchten ihre Basen, wenn sie wußten daß deren Männer im Felde waren, und Kartoffeln gruben. Dem geistlichen Stande vollends wurde

allmählig alle Achtung entzogen. Den Pfarrer grüßte Niemand; oder wer es that, doch nur mit scheuem Blick. Die Kirche war leer. Oder man verglich des Pfarrers Predigten mit seinem wahrlich untadelhaften Lebenswandel. Ja, es gab sogar Leute, welche das Abendmahl als ein Recht verlangten, weil der Pfarrer vom Staate besoldet wäre, und er es sich einmal unterstehen solle, einem Einzigen in der Gemeinde den Leib Christi zu entziehen! Wenn er an Feiertagen seine Zuhörer des Morgens gebeten hatte, daß sie heilige Augenblicke würdig begehen, und an die Andachtsfeier nicht sogleich tobsüchtige Gelage reihen möchten, so verstanden sie dies nicht mehr, sondern jubelten in der Stadt, als wär' es wie sie sagten bei Christi Kindtauf eben so hergegangen. Namentlich richteten sie es so ein, daß der Pfarrer aus seinem Gärtchen die Verhöhnung seiner Bitten recht deutlich sehen konnte. Wurden nicht selbst Raketen geworfen? Das Schmerzlichste für ihn war, daß es sogar die Kinder unmittelbar nach der Firmelung nicht bes-

ser thaten, sondern Truppweise schaarten sich Knaben und Mädchen zusammen, rückten auf irgend ein Wirthshaus und zechten mit um so größerer Befriedigung, da die Alten rings herum standen, und sich die Seiten halten mußten, um sich nicht vor Lachen auszuschütten.

Und Ferdinand war es, der durch seine Zauberei diese Verblendung in die Gemüther geworfen hatte. Sein Nachfolger mühte sich vergebens ab, durch den Gesang auf sie zu wirken; denn selbst das Feierlichste klang ihnen auf der Orgel wie eine Clarinette, die in recht bei Bauern beliebter Weise einen Steyermärker Dudelwalzer heruntertrödelte. Giebt es etwas Fataleres als ein Bäuerlein, das vom Bock des Uebermuthes gestoßen wird? So albern sich zu nehmen, fingen sie in dem Städtchen Alle an. Einige, die vornehmer seyn wollten, legten sich ein sogenanntes Schützenhaus an und vereinigten sich ordentlich mit Statuten zu einer Tabaksgesellschaft. Hier sah ich recht, wie komisch der deutsche Philister ist. Man trank fast nichts als

Würzburger Wein; ein so entsetzliches Getränk, daß es nur in Naumburg geboren seyn konnte. Ja sogar Champagner aus Grüneberger sogenanntem Vaterländischen Weine, wurde auf den Würzburger als noch etwas Vorzüglicheres gesetzt. Die Bäuche dieser Herren nahmen immer zu; eine gewisse Tollheit quoll ihnen aus den Augen. Sie schnitten sich ihre langen Röcke kürzer, und schienen in Miene und Haltung sagen zu wollen: „Ja, da komme nur Einer zu uns, wir sind die rechten Kerle!“ Sogar an Journallektüre fehlte es nicht, denn ganze Stöße von Abendzeitungen und Morgenblättern kamen von einem Buchbinder in der Nähe, der fünfzehn Meilen in der Runde einen Lesezirkel etablirte. Doch hatte unsere kleine Stadt das Unglück, daß sie die Hefte immer erst ein Viertel-Jahr nach ihrem Erscheinen erhielt, so daß sie sich lächerlich machte, wenn sie eine längst veraltete Erscheinung für eine so eben mit der Botenfrau angekommene expresse Neuigkeit ausgab. Ein Tuchmacher war der geniale Rädels-

führer des Schützenhauses. Er war der Mann der die Literatur vertrat, und es wird mir unvergeßlich bleiben, wie mir derselbe in Gegenwart seines Gevatters, eines Gensd'armen, einen Enthusiasmus für Rotteck zu erkennen gab, der fast an das Verbotene streifte.

Hier auf dem Schützenhause hatte Ferdinand sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er wohnte hier, zechte, gab Conzerte, und einen Tag um den andern Tanzmusik. Sein bewunderungswürdiges Spiel auf der Violine fand hier mitten in dem Dampf eines kleinen Tanzsaales nur wenig Anerkennung. Die Leute waren immer einverstanden, die Trompete für die Hauptsache zu erklären; doch kümmerte sich Ferdinand wenig darum, war doch das ganze aus fünf Mann bestehende Orchester sein Werk. Zuweilen kündigte er große musikalische Quodlibets an, Bauernhochzeiten, Schlachten bei Leipzig und Bellealliance, unzusammenhängende Zusammenhänge, Eisenbahnenrutscher, Runkelrübenwalzer und ähnliche Tollheiten, wie sie

von Strauß in Wien aufgeführt werden. Es war an einem Sonntage, wo ich ihm über die Vergeudung seines Talentes die ernstlichsten Vorwürfe machte. Er hatte nämlich angefangen, mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln, war oft in meine Wohnung gekommen, wozu ihm die Abwesenheit Philipps Raum ließ. Ich entsetzte mich erst vor ihm, da mich seine teuflische Verführung der Stadt mit zu tiefem Abscheu erfüllt hatte, aber er kannte die Seite an welcher er mich überlisten konnte, die Musik. In der That veränderte sich wenn er in meiner Nähe war, sein Wesen so sichtbar, daß ich Wunderliche schon daran dachte, ihn durch den Einsatz meiner selbst, in die moralische Welt wieder zurückzuführen. Ich schlug ihm schon nicht mehr ab, mich an seinen Arm zu hängen und in irgend ein Dorf oder das Schützenhaus mit ihm zu gehen. Ich trug ihm dann gewöhnlich einen Theil seiner Noten und tauschte Ansichten und Ideen mit ihm aus, die nicht kenntnißreicher und scharfblickender angeregt wer-

den konnten. Er brachte mich mit großer Besorglichkeit in die besondere Obhut der Wirthin, und benutzte jede mögliche Pause, um sich nach mir umzusehen. Nur darüber ward er zornig, daß ich niemals das Ende seiner Tanzorgien abwarten und mit ihm, dem Erhitzten, und Berauschten, heimkehren wollte. Noch immer vor Sonnenuntergang, schickt' ich mich selbst zur Rückkehr an, ganz allein mit Erstaunen und Wehmuth den wechselnden Contrasten meines unscheinbaren und doch so bewegten Lebens nachdenkend.

An jenem Sonntage nun hatte sich Ferdinand schon früh über das Maaß hinaus in Worten und Begierden gesteigert. Er kam, als eben der staubige Saal gekehrt und mit Wasser gespritzt wurde, zu mir hinunter, wo ich ihm vorwarf, daß er sein Pfund schlecht vergrübe, und wahrlich ein wenig mehr seyn könnte, als ein bloßer Dorffiedler. Ruhig antwortete er mir: „Das wissen Sie nicht Seraphine! Eines Musikers Herz ist schwer zu ergründen. Jeder Künstler sehnt sich nach zwei Dingen, Auditorium und

Schauspiel. Ich muß Handlanger, ein Orchester, ich muß Zuhörer haben. Ich kann meine Kollegen für ihre Bereitwilligkeit, meine bessern Compositionen des Vormittags mit mir durchzuspielen, nicht anders belohnen, als wenn ich des Nachmittags mit ihnen spiele. Zuletzt vergessen Sie auch nicht, daß in der Musik Alles auf den Charakter ankommt. Musikalische Phantasien sind recht gut; allein Alles was spricht in der Musik ist noch besser. Sprechende Musik ist Tanzmusik, Opernmusik. Jemehr sich die Musik dem Worte nähert, und doch selbst so unendlich verschieden vom Worte ist, desto belebender ist ihre Wirkung, während doch auch an der himmlischen Unendlichkeit ihres Wesens nichts verloren geht. Das Volk muß für gute Musik erzogen werden, und ich versichere Sie, der Zehnte weiß nicht was er will, wenn er sagt: „Mir gefällt diese oder jene Composition."

Ich gestand ihm, daß es mir so ginge, und ich darum auch so oft gegen die Musik Zweifel

gehegt hätte, weil man ein Eingeweihter seyn müßte um sie zu verstehen.

„Glauben Sie das nicht," widersprach Ferdinand. „Für den Laien ist einmal die Berechnung der Musik, auf den Laien muß es ankommen. Das Gedicht wird erst Gedicht, wenn es der Hörer mit der Prosa des Lebens vergleicht. Für den Poeten selbst gibt es keine Poesie, weil er von der Poesie zehrt und sich nährt, weil die Poesie sein tägliches Brod ist. So ist es auch mit der Musik, von welcher es lächerlich wäre zu behaupten, daß sie bloßes Gefühl, und nicht eben auch Produkt des Gefühls wäre. Wie jedes Tonstück seine innere Regelung hat, eben so muß es etwas Fertiges und Objektives seyn, und muß dem Laien mit eben soviel Anregung gegenüber treten, wie ein Gedicht oder ein Marmorbild. Dasjenige aber woran es uns eigentlich mangelt, ist die Erziehung zur Musik. Man putzt den Leuten nicht die Ohren rein. Sie haben über dem Trommelfell noch manche andere dicke Felle, welche ihnen in frühester Jugend auf-

gestochen werden sollten. Wäre ich Erzieher, so würd' ich bei den vorgetragenen Musikstücken immer darauf sehen, daß sie entweder Entschlüsse oder Gedankenreihen weckten. Jede Tonart ist auf eine eigene Saite des menschlichen Gemüthes berechnet. Durch eine kleine Verschiebung der Vorzeichnung wird aus dem Schmerze wilde Begier, aus der Begier Grausamkeit, aus der Grausamkeit Wahnsinn, aus dem Wahnsinne Weinen, u. s. f. Auf das Errathen dieser Empfindungen käm' es an, um den Sinn für die Musik zu beleben. Ich würde eine Sonate vorspielen und dann fragen: Woran hast Du gedacht? Woran Du? Woran Du? Ich würde meine Schüler veranlassen, einer ihnen vorgespielten Composition Worte unterzulegen. Sie würden da bald lernen, wie toll es ist, wenn Rossini einen Walzer aufspielt, und dieß die Begleitung zu dem Röcheln eines Sterbenden seyn soll. Ginge das mit Gewissenhaftigkeit so fort, wäre dieß System, nämlich Volksunterricht, und nicht etwa eine einzelne Logier'sche Methode, so würde

sich die ungeheure Notensaat, mit welcher die Welt seit 40 Jahren überwuchert ist, verlieren und es bald noch unmöglich seyn soviel Sachen zu componiren, die, um es kurz zu sagen, auf gar Nichts hinauskommen."

Ich fragte, ob der Musiker auch einen Prüfstein hätte, eine Musik, die er nicht spielt, sogleich richtig beim bloßen Lesen der Noten zu prüfen? „Natürlich, Seraphine!" antwortete er recht treuherzig. „Sie nehmen ein Gedicht, einen Aufsatz, einen gedruckten oder geschriebenen Aufsatz zur Hand, und sehen angenblicklich, daß da ein orthographischer Fehler ist, hier eine Interpunktion fehlt, hier ein schlechter Reim ist; Sie sehen auch bald ob das Ganze wässrig oder feurig ist. Eben so in der Musik. 5ten und Octaven sind leicht erkannt, dummes Kindergeschnörkel von einer sichern Handschrift bald unterschieden. Manches ist auch sehr korrekt geschrieben, hat aber keinen Inhalt; Manches hat sogar einen guten Styl, aber die Gedanken

fehlen. Manches Notenstück ist voll von genialen Einfällen, aber sie liegen dicht neben einander ohne Verbindung, ohne Klarheit; sie haben keinen Styl. Selten ist es, daß die Idee groß ist, das Wort angemessen, die Periode rund gebaut, und der Duft, der auf dem Ganzen liegt, frisch und recht aus der unmittelbaren Anschauung dessen, was man sagen will, hergenommen. Zeigen Sie mir irgend ein Notenstück; ich sage Ihnen gleich ob es von Schiller oder Göthe, von Wieland oder Clauren geschrieben ist."

Oben im Saale hatte es schon geklingelt. Er hatte kaum noch Zeit die letzten Worte auszusprechen, und ließ mich während des nächsten Tanzes allein. Der Garten, in dem ich saß, war voller Gäste, die sich um schwarze vom Regen halb verfaulte Tische herumgesetzt hatten, und aus ungeheuren Kannen den Kaffee tranken, den sie sich selbst gegen Bezahlung der Milch und des Holzes hier gekocht hatten. Obgleich mich oben der Tanz, hinten die fallenden Kegel

störten, so fiel mir doch schmerzlich eine Zeit aufs Herz, wo ich jünger und lebensfroher als jetzt in ähnlicher Lage gewaltet hatte. Mich überwältigte die Wehmuth der Erinnerung. Ich legte still mein Tuch zusammen und schickte mich zur Rückkehr an. Da stürmte Ferdinand von Oben herunter, umschlang und zog mich in das Gebüsch hinein. Ich wehrte ihn zurück, mußte es mit der größten Anstrengung thun, und weiß nicht, ob ich erschrak oder froh war, als in demselben Augenblicke Philipp über einen Graben sprang, der den Garten des Schützenhauses vom Felde trennte. Als mich Ferdinand los ließ, und seines Bruders ansichtig wurde, war sein Lachen aus Verlegenheit und Trotz so eigenthümlich gemischt, daß es komisch und schrecklich zu gleicher Zeit klang. Doch Philipp schien es nicht so nehmen zu wollen. Mein Sträuben hatte ihm Muth gegeben, und seine ganze Entrüstung niederkämpfend, drückte er seine geballte Faust an Ferdinands Stirn und sagte kaum hörbar: „Kerl, ich bring' Dich um!“ Als Ferdi-

nand darüber lachte, konnt' ich im Nu alle Finger von Philipps weit ausgeholter Hand auf seiner Wange sehen, Philipp gab sich einer Rohheit hin, die tief plebejisch war. Alle die im Garten waren, kamen herbei, der Wirth, der Tuchmacher, alle Mitglieder der Journalklubbs, der Gensd'arme und Niemand wagte der fürchterlichen Mishandlung Einhalt zu thun, welcher hier der Liebling der Stadt ausgesetzt war. Ferdinand schäumte vor Wuth und stöhnte aus seiner blutrünstigen Lage auf: „Nehmt ihn, nehmt ihn!“ und raunte knirschend dem Gensd'armen zu ohne Sinn und Zusammenhang: „Wilddieb, Wilddieb!“ Philipp, dieß hörend, sprang auf's Neue gegen ihn ein, doch der Gensd'arme hielt ihn fest, und bemächtigte sich seiner mit Hülfe der Uebrigen. Der Diener der Gerechtigkeit führte jetzt das große Wort, weil die Scene durch Ferdinands Entdeckung eine andere geworden war, und rief einmal über das andere aus: „Was wird der Graf sagen, was wird der sagen!“

Alle Forsten in der Umgegend nämlich ge-

hörten diesem, und da man Anzeigen genug hatte, daß der Wilddiebstahl in ihnen völlig organisirt war, so standen auf die Entdeckung eines Waldfrevlers so große Summen, daß der Gensd'arme wahrscheinlich bei sich dachte: „Erstens zahlst du jetzt dein Pferd ab, was dir nur vorgeschossen ist, und für's Zweite kommen deine Zulagegelder in die Remontekasse, so daß du in einem Jahre nicht nur dein altes Pferd verkaufen kannst, sondern auch schon wieder ein neues hast!"

Ich habe Philipp, wie seinen Bruder nie wiedergesehen als auf kurze Augenblicke. Von dem Erstern erfuhr ich, daß ihn der Graf, der keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr besaß, der Landesbehörde ausgeliefert hatte. Ich erfuhr später sein trauriges Schicksal, daß er zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt war. Was hinter Philipps Kommen und Gehen, hinter seinem langen Ausbleiben und nächtlichen Verkehren im Hofe gewesen war, sah ich nun wohl ein. Ob man gleich in seiner Behausung selbst

kein Wild antraf, so wurde er doch überführt, daß er dessen genug im Walde geschossen und durch den Handel damit sein Leben gefristet hatte. So eigenthümlich aber ist das Urtheil des Volkes, daß Niemand in Philipps Handlungen ein Verbrechen, sondern nur darin daß es entdeckt wurde, ein Unglück finden wollte. Der alte Gerichtshalter in der Stadt, den ich oft über diese Sache sprach, sagte: „Nur das schlechte deutsche Recht setzt den Armen einer Strafe aus. Nach römischem Rechte wär' er frei, denn da heißt es: Alles Gethier auf dem Felde, in der Luft und dem Wasser ist Gemeingut und kann erlegt werden von Jedem der will. So waren die Alten, die unsterblichen Alten! Das nannten sie ihr Völkerrecht."

Von der tiefsten Reue aber war Ferdinand ergriffen. Er wagte nicht mehr, sich meinem Anblicke auszusetzen. Er wurde der eifrigste Vertheidiger seines Bruders und bemühte sich seinen schlechten Streich dadurch zu verwischen, daß er vor Philipps Schicksal gar keine Furcht

zeigte, sondern behauptete, die ganze Sache würde auf einen kleinen Denkzettel hinauslaufen. Doch innerlich sah ich wohl, wie ihn Angst und Gewissen quälte. Es war mir rührend zu sehen, wie gierig er zuweilen einen Blick von mir zu erhaschen suchte, einen Blick, durch welchen er wünschen durfte; in den Bund treuer Seelen aufgenommen zu werden. Seither bewohnte er wieder sein kleines Kämmerchen im Hause der Mutter, und musicirte mit seinem gewohnten Eifer. War ich im Garten, so sah ich ihn wohl oft durch die kleinen Gardinen seines Fensters blicken, oder stieg ich hinauf in mein Zimmer, so mußte er irgend eine Bewegung vornehmen, die ich hören sollte; er mußte die Thür aufklinken, oder drinnen etwas fallen lassen, weil es ihn peinigte, in meiner Nähe stumm zu seyn, oder weil er hoffte in sich selbst damit Etwas übertäuben zu können.

Für mich selbst war aber mein Entschluß bald gefaßt. Ich wollte um jeden Preis versuchen, ob man Philipps Schicksal durch einen

die Treue seines Charakters schildernden Einspruch nicht mildern könnte. Ich wollte überhaupt versuchen mich aus meiner ungeschickten Lage zu befreien, da wahrlich in der Welt nichts so ungeschickt seyn kann, als eine Anordnung die von niedrig gestellten Menschen ausgeht und mit der sie eine Lage wiedergeben zu können glauben, welche nur den in der Gesellschaft Begünstigten zu blühen pflegt. Ich trug all mein Gepäck zusammen, miethete mir ein kleines Fuhrwerk, und entschloß mich, auf den Schauplatz meiner früheren Leiden und Freuden zurückzukehren. Ein Gesuch beim Minister war dasjenige, was ich schon ganz dramatisch in meinem Vorsatz ausführte. Von der alten Frau war es schwer Abschied zu nehmen. Sie lachte als ich kam und lachte als ich ging. Sie war so sehr von allen Begriffen verlassen, daß sie ohne Falsch mir sagen konnte, wie angenehm es ihr wäre, daß ich jetzt ihr Haus verließ. Sie that dabei, als erwiese sie mir einen rechten Freundschaftsdienst. Ferdinand stand oben am Fenster und

grüßte mit leisem Kopfnicken, als ich eben meinen Wagen bestieg. Hier mein kleiner Koffer, dort eine zusammengedrückte Hutschachtel, nur einige leichte Silbermünze in der Tasche, hinter mir ein Bund Heu für das magere Pferd, ich selbst schwankend auf einem kleinen Brett, das nur über die beiden Lehnen der Kalesche übergelegt war, so fuhr ich früh Morgens einer Zukunft entgegen, die unerklärlicher und räthselhafter war als jemals. Am Ende der Stadt hatte der Kutscher seine Peitsche in das Geschirr des Pferdes verhauen und mußte absteigen, um sie wieder loszubinden. Wir waren am Schulhause der Stadt, wo die liebe Jugend eben das Lied sang: Wir Kinder, wir schmecken der Freude recht viel. Sie hatten zu tief angefangen und erhoben nun, da sie keine Brust mehr hatten, um die tiefen Noten hervorzubringen, ihren Gesang um die Oktave höher, welches in Elementarschulen eine recht oft vorkommende komische Erscheinung ist. Mir trieb aber diese Erinnerung an das Haus meines Vaters heiße

Thränen aus. Ich hüllte mich in ein altes graues Umschlagetuch, welches ich auf der Reise ungesehen von Arthur wohl tragen durfte. Der Pfarrer lustwandelte durch das Feld und grüßte mich mit einem herzlichen Blicke. Später sahe ich auch noch den jungen Seminaristen, der Philipps Bruder vertreten hatte und sehr kränklich war. Er saß auf einem Steine, einen Krug Mineralwasser vor sich, den er zuweilen an den Mund setzte. Gerechter Gott! Ist dies deine Welt? Lernt man so das Menschenleben kennen? Hier Schmerz, dort Reue; hier Furcht, dort Siechthum! Tausend kranke Empfindungen und noch kränkere Ideen! Und dazwischen bellt ein Hund, schüttelt sich das Laub einer Pappel; dazwischen drängt sich die zinnerne, eiserne steingutne, hölzerne, heilige Alltäglichkeit!

In der Residenz angekommen, besaß ich gerade noch soviel, um den Träger bezahlen zu können, der mir meine Sachen in eine finstere abgelegene Kammer eines Hinterhauses schaffte; denn Vater und Mutter aufzusuchen, die Ge-

schwister anzusprechen, dessen war ich in meinem Elende nicht fähig. Ich suchte mir weibliche Arbeiten zu verschaffen und gewann damit soviel als ich zu meinem Unterhalte brauchte. Weißt Du, Arthur, daß ich ein kleines verlorenes Stübchen in dem Hofe des Hauses bewohnte, wo Du nach vorn hinaus Deine glänzenden Zimmer aufgeschlagen hattest? Ich erfuhr dies, als mich ein Mädchen an der Hausthür bat, ihr die Adresse eines sauber geschriebenen Briefes, den sie in der Hand hielt, vorzulesen; sie war an Dich gerichtet und lautete auf die Wohnung die wir zusammen hatten. Wie geizte ich danach, Dich einmal zu erblicken! Aber Du schwärmtest Tag und Nacht. Licht hab' ich an Deinem Fenster nie gesehen, aber es wohl noch gewagt wie ehemals wenn es offen stand, Dir eine todte herbstliche Aster hineinzuwerfen.

Von meiner Absicht den Minister zu besuchen, kam ich nicht ab. Ich ließ mich eines Morgens bei ihm melden und wurde sehr eingeschüchtert als ich sah, daß er einen Besuch von

mir annahm, ohne die Thür zu schließen. Ich fand nämlich im Vorzimmer einen jungen Mann, dessen stark ausgeprägte jüdische Physiognomie mir besonders auffiel. Er schien, indem er auf den Abgang eines noch im Zimmer des Ministers befindlichen Besuches wartete, sehr in Gedanken vertieft, musterte mechanisch die rings ausgehängten Gemälde und schien auf mich kein besonderes Augenmerk zu haben. Er hatte einen ganz gelben Teint, entweder schwarze oder tiefbraune Augen, und war bis ins Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbarte bewachsen.

Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit, und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichsam seine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus. Weiße Glacéhandschuhe streifte er, um die Falten zu vertilgen, über die Finger und riß sie dabei entzwei, worüber ich lachen mußte. Er sah mich an und schien mich fragen zu wollen: was ich lachen könnte? So-

gar durch den Blick war es mir als schimmerte die jüdische Gebärde hindurch. In dem Augenblicke aber öffnete sich die Thür, der junge Mann schlüpfte hinein, wollte sie wieder zumachen, wurde aber daran verhindert durch Jemand, der sagte: „Ich weiß bereits, was Sie mir zu sagen haben, und fürchte, daß Sie es für ein Geheimniß halten; erlauben Sie also, daß ich die Thür offen lasse!"

Hiedurch konnt' ich ein Gespräch mit anhören, das ohngefähr folgendermaaßen geführt wurde.

„Woher kommen Sie jetzt?"

„Aus H . . ., Ew. Excellenz."

„Und Sie wünschen?"

„Vergessenheit für Etwas, das mich selber reut."

„Sie bereuen, weil Sie sich die Folgen nicht gedacht hatten?"

„Gewiß nicht. Ich bereue, weil ich einige Parthien von der Welt noch nicht kannte."

„Statt daß Sie die Welt kennen müßten,

um Autor zu seyn, scheinen Sie Autor seyn zu wollen, um die Welt kennen zu lernen?"

„Erfahrungen werden auf verschiedenem Wege gesammelt, es kommt nur darauf an, ob sie ernsthaft sind."

„Ich zweifle an Ihrem Ernste. In Ihrer Schrift wenigstens springen Sie vom Pathethischen zum Komischen sehr leicht über. Es sind nicht die Grundsätze, die uns daran mißfielen, sondern die wunderlichen Lichter, die Sie darauf gesetzt hatten. Solche Grundsätze wie die Ihrigen zerplatzen bald. Sie, mein Lieber, sind nichts als ein Mann des Styles, und schreiben deshalb gegen uns, weil der Angriff immer angenehmer zu lesen ist, als die Vertheidigung."

„Sie beurtheilen eine Zeitrichtung, und indem Sie mich ihr einverleiben, haben Sie Recht, ich aber auch nicht gänzlich Unrecht. Ich bin aus jener neuern Schule hervorgegangen, welche man mit dem Namen der Heine'schen bezeichnet. Glauben mir Ew. Excellenz, daß ich die Hohlheit derselben erkannt habe!"

„Sie wollen sagen, daß Sie jetzt die schlimmen Folgen derselben kennen."

„Ich will Beweise liefern, daß es nicht Furcht, sondern Ueberzeugung ist, die aus mir spricht."

„Sie wollen für uns schreiben?"

„Ist Ihnen das so neu; ist das so wenig?"

„Wir haben unter den Männern, welche sich mit Aufopferung und einem der menschlichen Natur angemessenen Ehrgeize in eine solide Staatscarrière warfen, Köpfe genug, welche eine Maaßregel der Regierung oder ihr System, wenn sie ein solches hat, geschickt vertheidigen können. Ich glaube nicht, daß Vertheidigungen beim Publikum Anklang finden, wenn sie von einer Seite kommen, von welcher früher die Anklagen kamen. Dennoch setzen Sie sich, mein Lieber!"

„Ich kann nichts thun, als Ew. Excellenz auf die Lage der Dinge in Deutschland aufmerksam machen. Was die Regierung bedarf, ist kein einzelner Aufsatz, sondern eine ihr unausgesetzt gewidmete literarische Thätigkeit. Man

hatte Männer dieser Art, welche sich den Kampf gegen die Revolution zur Lebensaufgabe machten. Wir hatten Gentz, Adam Müller, Pfeilschifter, wir haben noch Einige, welche Ihnen bekannt seyn werden. Glauben Sie, daß Männer dieser Art unter den jetzigen Umständen noch wirken können?".

„Gewiß nur wenig; denn der beste Kampf gegen die Revolution, der beste Ersatz der Garantien welche die Revolution verlangt, sind weise berechnete Maaßregeln, sind die begünstigten Fortschritte der Industrie und des Handels; sind die Beförderungen der Wissenschaft. Diese Thatsachen sprechen für sich selbst, und lassen uns jeder offiziellen Polemik, die immer etwas Mißliches ist, entbehren."

„Vollkommen wahr; aber selbst das Gute das man thut, darf in unserer Zeit nicht mehr nackt hingestellt werden. Sie können die Gesinnung des humansten Regenten vertreten, und werden dennoch, wenn Sie unsre Zeit in dem Sinne nämlich verstehen wollen, darauf bedacht

seyn müssen, dieser Gesinnung die richtigen Anknüpfungspunkte zu geben. Ihre weisen Maaßregeln müssen nicht blos beglücken wollen, sondern auch sprechen können. Sie müssen sagen: Dazu sind wir da, dies oder jenes wollen wir setzen! Die Regierung bedarf keiner Apologie, aber sie bedarf einer Dialektik, die ihr vorarbeitet und dasjenige verknüpft, was sie von ihrem Systeme nur Vereinzeltes ausführen kann. Und dennoch möchten schwerlich die genannten Publizisten diese Dialektik besessen haben."

„Ich habe immer geglaubt, daß es in der Politik darauf ankommen muß, sich nicht blos der Theilnahme, sondern des Enthusiasmus zu versichern. Die Regierung hat eine Zeitlang mit dem Enthusiasmus gemeinsam gehandelt. Allein wohin wäre sie gerathen, wäre sie ihm gefolgt? Sie können sich wohl erklären, daß seither alle Exaltation ihr widerwärtig gewesen ist, und sie keine Verbindung so sehr von sich wies, als die mit der Literatur."

„Das ist ein Unglück, Excellenz! Sie müssen

die Literatur wieder zu erobern suchen. Sie müssen es möglich machen, daß auch für das System des Widerstandes eine Begeisterung sich regt, und ich versichere Sie, daß im Lager der Opposition selbst eine Meuterei ausbrechen kann, welche die feindlichen Fahnen zu Ihren Füßen legt.

„Das ist mir nicht auffallend; denn was sahen wir denn? Junge Leute, die noch nicht in die Jahre gekommen sind, sich an regelmäßige Verhältnisse zu gewöhnen, deren Feder so lange von der Leidenschaft die Farben borgte, bis sie wieder hingehen müssen und auf's Neue studiren. Ich bin so sehr von der ächten Wissenschaftlichkeit eingenommen, daß sie auch dieser widerspenstigen Literatur, welcher Sie mein Lieber bisher angehört haben, einen neuen Stoß geben könnte, einen Stoß der sie zur Besinnung brächte, falls man nämlich die Herren für die Wissenschaft gewönne!“

„Um Vergebung; wer diese Dinge näher in Augenschein genommen hat, kommt darauf

hinaus, daß man sich selbst auf einer Affektation ertappt. Ich habe als Student" —

„Sie sind Jude?"

„Allerdings. Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neuste Philosophie, und kam leider durch die Eitelkeit mich gedruckt sehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournalisten hinein, welche gleichfalls meines Glaubens, sich besonders mit der Theaterpolemik beschäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre literarische Industrie berühmte Handelsstadt, und arbeitete für die Ideen, welche kurz nach der Julirevolution sich über Süddeutschland verbreitet hatten. Der buchhändlerische Spekulationsgeist machte meine liberalisirende Feder flott. Ich schrieb ein Politisches Büchlein für die Deutschen, und gab darauf jene Bilder und Zustände heraus, deren Schicksal mich veranlaßt hat, mich zu besinnen und einen andern Weg einzuschlagen. Was man, um für die Regierung schreiben zu können, erfahren haben muß, das

ist die Gedankenlosigkeit, mit der man als moderner Autor Niedriges und Hohes verknüpft, das ist die Affektation, in welche man sich hinaufschraubt, um so originell zu seyn, als das Publikum von der Originalität einer neuen Schule verlangt."

„Sie können jetzt in der Mitte der zwanziger Jahre seyn, mein Lieber, und sollten doch bisher zuweilen erröthet seyn, wenn Sie für Etwas schrieben, wofür Sie nicht lebten."

„Sie urtheilen zu streng! In den Jahren wo ich mich befinde, überwiegt die Form. Der Inhalt ist gleichgültig und wird es um so mehr, je weniger er die Form begünstigt."

„Sie sind der Form mächtig. Ich kenne Ihre abspringende dem Zeitgeiste so zusagende Schreibart. Sie brauchen die rechten Bilder, sind süß und sauer wo es grade am rechten Orte ist. Wenn an Ihnen Etwas Verbrechen ist, so sind es weniger die durch Ihre Excentrizität unschädlichen Ansichten, als Ihr Styl."

„Das ist es. Diesen müssen Sie erobern.

Mit denselben Bildern, mit demselben Heinianismus humoristischer Sentimentalität müssen Sie das System vertheidigen lassen, welches früher mit jenen Mitteln angegriffen wurde. Wenn ich auch für die Andern dieses Genre's nicht gutsagen kann, so bin ich bereit, das Meinige zu thun."

„Sie kommen mir wie ein Soldat vor, der einen blauen Rock mit rothem Unterfutter bei dem einen Fürsten trägt, und wenn er bei dem Andern dienen will, nichts zu thun hat, als seinen Rock umzukehren; dann hat er einen rothen Rock mit blauem Unterfutter. Sie stimmen mich zum Scherze, da Sie zu glauben scheinen, in Ihrer Feder läge das Schicksal der Welt."

„Ich weiß nicht, ob Sie als Vertreter gewisser Regierungsmaximen einen Mann so beiläufig betrachten dürfen, der sich anheischig macht, diese zu vertheidigen."

„Ja mein Gott, ich hindere Sie ja nicht. Sprechen Sie Ihre Ueberzeugungen aus!"

„Ich werde noch mehr thun als mich aussprechen. Ich werde danach streben eine Stel-

lung zu gewinnen, wo ich einen unausgesetzten Kampf zu führen habe. Ich will vom Liberalismus beweisen, daß er die Menschheit in eine Rechnungsmaschine todter Begriffe verwandelt. Ich will versuchen ob man nicht das historische Recht mit ein wenig mehr Poesie vertheidigen kann, als bisher das Vernunftrecht vertheidigt wurde. Es gibt in der Geschichte Nichts, was aus dürrem Sande hervorgewachsen wäre; sondern Alles was gedeihen will, muß seinen fetten historischen Boden haben. Man muß aber über diese Vertheidigung des Vernunftrechts noch hinausgehen auf die sogenannte neue Schule selbst, und muß deren Widersprüche aufdecken. Ich wenigstens will nachweisen, daß die neue Schule sogar den Liberalismus haßt, weil dieser in der That doch immer einige Dinge hat, die er der Kirche und dem Staate lassen will. Weit verwandter ist diese moderne Destruktion aller Verhältnisse mit einigen über der politischen und moralischen Versumpfung Frankreichs aufgeschossenen Wasserblumen sogenannter socialer Theorien,

mit St. Simon mit Fourier. Ja ich kann sogar nachweisen, daß es darunter einige Köpfe gibt, welche recht gern zu einer Theokratie im Sinne Lamennais ihre Stimme gäben. Dieses Chaos von Meinungen ist da; eine weiche knetbare Masse, die man bald spitz bald rund, bald eckig formen muß, um ihr zu beweisen wie unhaltbar sie ist. Ich will dies thun. Ich will da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerstes Eingeweide herauskehren und dasjenige was ich selbst nur denken kann, immer so hinstellen als dasjenige was man bekämpfen muß. Jede Parthei hat etwas von Affektation, aber ich werde sie nur meinem Gegner zuschreiben; ich werde beweisen daß er anders denkt als er schreibt, daß er sich von einer Ideenverbindung tyrannisiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Parthei. Und dies Alles werd' ich in keinem größeren Werke thun, sondern in anonymen Zeitungsartikeln; werde mir

wie ein Maulwurf bald hier bald dort Luft graben, und nicht in der Form des Angriffs, sondern in der des Ueberfalls und Hinterhalts. Vor allen Dingen gehört, um hier etwas Gediegenes zu erreichen, eine offizielle Maske dazu. Ich muß sagen können: Man geht damit um, man hat sich entschlossen, es ist im Werke! Wenn es auch nur heißen soll: Es ist wünschenswerth, es ist leicht möglich, es ist mein guter Rath! Besonders kommt es darauf an, einen festen Standpunkt über die auswärtige Politik zu behaupten. Man muß immer mit Schlachten bei Roßbach drohen; man muß sich nicht fürchten, eine förmliche Revolte aller auswärtigen Journale auszuhalten. Zuletzt muß man sich an die Ausdrücke gewöhnen, welche in den neueren Censuredicten vorkommen. Man muß von einem Buche, das etwas frei, etwas subjectiv, kurz etwas modern geschrieben ist, sogleich sagen: Dies Buch ist in einem *schlechten Geiste* geschrieben! Es muß gar nicht darauf ankommen, diesen Geist zu analysiren, zu beweisen,

warum der Geist eigentlich nicht schlecht, sondern nur uhbrauchbar ist; sondern man muß aus einer Sache der Politik sogleich eine Sache der Moral machen. Eben so muß man sich an den Ausdruck falsche Lehren gewöhnen. Denn es ist zu weitläuftig, nachzuweisen, daß sich diese oder jene Idee da oder dorthin verzweige. Man muß durchaus nicht thun als wenn irgend Etwas in Frage gestellt werden könne. Man muß das herrschende System: die Wahrheit nennen und ihre Widersprüche, nicht mehr für Irrthümer, sondern geradezu für falsche Lehren ausgeben. Falsche Lehren, schlechter Geist, sind kategorische Ausdrücke, die Alles umfassen, was man an den Erscheinungen der Zeit in ihren einzelnen Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten fest anatomiren müßte."

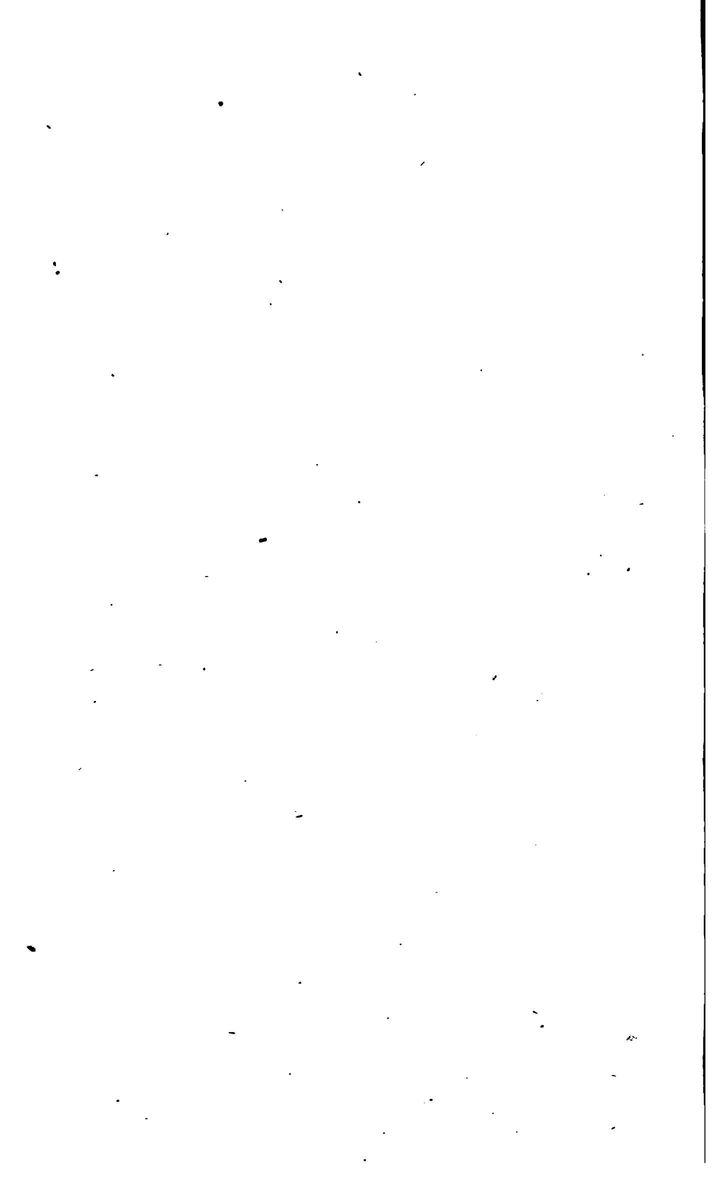
Nach einer Pause, während welcher ich nur das Kritzeln einer Feder hörte, hieß es: „geben Sie dies Billet bei der Kasse des Ministeriums ab."

Der gelbe Israelit mit dem schwarzen Haar

und dem krummen Rücken schoß an mir vorüber, und ängstlich folgt' ich dem Winke des Ministers in sein Zimmer. Der Mann war sehr erschöpft; seine lange hagere Gestalt streckte sich auf dem Sopha neben mir. Er schien abwesend und sagte ohne meine Bitte vielleicht gehört zu haben: „Es wird sich schon machen lassen." Als ich darauf fortfuhr, unterbrach er mich und sagte: „Meine Liebe, drücken Sie das Alles schriftlich in einer Bittschrift an den Fürsten aus, und wollen Sie sie mir dann anvertrauen, so denk' ich wohl, daß sich etwas wird machen lassen." Dabei erhob er sich; ich verließ das Zimmer so still als ich hineingekommen war. Er lächelte mich wie ein Glückwünschender an, und dennoch mußt' ich auf der Treppe stehen bleiben, weil mir eine Ohnmacht über die Augen zog. Ein ausbrechender Thränenstrom half mir, und selbst die kalte Herbstluft draußen hatte nicht Kraft und Gewalt genug die Nässe auf meinen Wangen zu trocknen. Als ich nach Haus kam, warf ich mich erschöpft auf meinen einzigen hölzernen

Stuhl, der in meinem Zimmer stand. Später that ich Alles was mir der Minister gerathen hatte. Es half aber nicht viel, da ich meine Bitte für Philipp weder als Gattin noch als Schwester, noch als verlobte Braut motiviren konnte. Es war unwiderruflich, daß er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben sollte. Ich kann wohl sagen, daß die Theilnahme für ihn nur eine eingeredete, keine empfundene war; doch soviel sah ich wohl, daß ich mir Hülfe schaffen mußte um nicht unterzugehen. Alle meine Empfindungen waren in einer gereizten Stimmung. Die Verwandten hatten mich aufgegeben. Die Schwester war auswärts verheirathet, der Bruder studirte auf einer fremden Universität, der Vater rang schon seit längerer Zeit mit dem Tode. Ich entschloß mich endlich ein Anerbieten anzunehmen, das auf meine Fähigkeiten berechnet schien. Ich wurde Erzieherin.

Viertes Buch.



Arthur harrte im Vorzimmer des Ministers. Der Chef wollte mit seinem jungen Sekretair ausfahren. Ein dringender Besuch schien den Ausbleibenden zurückzuhalten. Arthur ging voraus, lehnte sich auf das Geländer der Treppe, ging unten in der Hausflur auf und ab, trat endlich auf die Straße, wo die Pferde, ungeduldig wie er, schon seit einer langen Zeit stampften; Herr von Magnus ließ lange auf sich warten. Endlich eilte ein junger Mann aus dem Hause, den man wegen seines gelben Teints allgemein den Aegyptier nannte. Es währte nicht lange, so kam der Minister und stieg mit dem Harrenden ein. Wie sie um die nächste Ecke bogen, zog der Aegyptier noch einmal seinen Hut, drol-

lig, gleichmüthig, die Hände in den Hosentaschen.

Ein freundlicher Park nahm das leichte Fuhrwerk auf, eine süße, milde Luft wehte den Fahrenden entgegen, der Minister wischte sich den Schweiß von der Stirn und antwortete noch immer nicht, ob ihn gleich Arthur gefragt hatte, ob denn seine Relationen mit dem Aegyptier in der That so eng wären, als man nach diesem Gespräche vermuthen möchte.

Das Rasseln des Wagens auf dem Steinpflaster mochte in der Stadt die Frage übertönt haben. Draußen wiederholte sie Arthur und erhielt die Antwort: „Mein Lieber, ich kann Ihnen wohl im Vertrauen gestehen, daß die heutige Art, regieren zu müssen, alle meine bisherigen Begriffe über Staatskunst verwirrt. Mein Trieb war auf einen allmähligen Fortschritt in nützlichen Reformen gerichtet, und ich überzeuge mich selbst, wie nothwendig es ist, daß die Staatsmaschine mit allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, gehemmt wird, daß ein ab-

soluter Stillstand der natürlichen Bewegung und des selbst sich entwickelnden Organismus eintreten muß, damit man wenigstens den Augenblick behauptet und sein überliefertes Besitzthum rettet.“

Arthur hatte längst seine jugendliche Schwärmerei aufgegeben und sie mit einem Indifferentismus vertauscht, der, wenn er dazu kam seine Meinung zu sagen, am liebsten die Meinung des Gouvernements sagte. Arthur hoffte Beförderung. Er sagte auch deßhalb: „Wer an der äußersten Gränze steht und die meiste Macht hat, parlamentirt gern oder bescheidet sich, nur einen Theil von ihr zu gebrauchen. Wellington wird niemals einem so reinen Torysmus folgen, als wozu ihm diejenigen seiner Parthei rathen, die hinter ihm stehen und keine Verantwortlichkeit tragen.“

„Nein, mein Lieber,“ entgegnete Herr von Magnus; „es ist nicht Scheu, die mir meine Stellung unbehaglich macht, sondern eine wirkliche Ueberzeugung. Mit welchen Begriffen

bin ich in die politische Carrière eingetreten? Mit Begriffen der Freiheit und des Kampfes gegen fremdländische Usurpation. Meine Studien fallen in eine Zeit, wo die Staatswissenschaft zum ersten Male in eine Berührung mit den Institutionen Englands kam, in eine Zeit, wo man sich mit Edmund Burke von der französischen Revolution zwar abwandte, aber dafür auch die englische Staatsraison, die Vorzüge einer auf gesellschaftlichen Vertrag gegründeten Verfassung in seine politischen Vorstellungen einsog. Ich bin mit dem Enthusiasmus groß geworden, den die Werke Adam Smiths erregten und habe mit Entschlossenheit an dem Kampfe Theil genommen, welchen das System des großen Schotten mit dem Egoismus, mit der feudalistischen Verdächtigung, mit dem Fanatismus der theoretischen Physiokraten und den Quetelen der kleinen praktischen Gutsbesitzer führen mußte; erlauben Sie mir, zu sagen, daß alle diese Elemente meiner politischen Bildung demokratischer Natur waren. Das Reizende der Englischen Verfas-

fung ist jetzt ihr aristokratisches Prinzip geworden, damals war es die populäre Grundlage derselben, welche die strebenden Köpfe begeisterte. Die Thatsachen, welche außerdem von der damaligen Geschichte gesetzt wurden, waren nicht so gestaltet, daß man auf diesen künftigen Zwiespalt hätte aufmerksam gemacht werden können. Das neuernde Prinzip war das der Regierung; Gouverniren hieß damals aufräumen, Mißbräuche tilgen, Einheit schaffen, erziehen, beleben, erzeugen; man hatte einen Fingerzeig für Alles was man that, eine ebenso geheime wie offenkundige große Idee, die Befreiung vom fremden Joche; die Idee realisirte sich, ein Brausen und Wehen entstand, daß es eine Lust war, an den öffentlichen Vorfällen Theil zu nehmen. Ich folgte dem Heere, ich warf mich oft mitten in die Gefahr; denn für mich begann nichts Neues, sondern meinen Hoffnungen wurde die Krone eines glorreichen Endes aufgesetzt. Von diesem Gedanken begann mein doppeltes Mißverhältniß zur Zeit. Die revolutionäre Tendenz

unserer Zeit datirte von diesen Begebenheiten einen Anfang; ich sah in ihnen nur ein Ende. So zerfiel ich ebenso sehr mit diesen mir verhaßten Bestrebungen, wie ich aufrichtig zugeben muß, die entgegengesetzte Tendenz der neuern Politik noch bis zum gegenwärtigen Augenblick nicht verstanden zu haben."

Arthur kam in Verlegenheit. Es war bekannt, daß Herr von Magnus der Ausdruck der höchsten Gutmüthigkeit war, daß er mit seinem guten Herzen auch gern seine Stellung durchgehen ließ und daß man längst von ihm sagte, er befände sich nicht mehr auf seinem Platze. Die Unbehaglichkeit seiner Lage verleitete den braven Mann, mit wem er nur konnte, darüber zu sprechen. Es war eine ewige Verwunderung, aus welcher ihm herauszuhelfen er die Menschen anging. Arthur war ein Freund seines Hauses, ein beliebter Gesellschafter seiner Frau, gegen ihn legte er sich also am wenigsten Zwang an. Arthur erhielt ihn lebhaft durch seine Widersprü-

che. Er besann sich auch diesmal nicht, ihm offen zu sagen: „Der Charakter unserer Zeit hat sich merkwürdig umgestaltet. Das entfesselte Volk fing an, sich nicht mehr als den dritten oder vierten Stand zu betrachten, sondern es feierte überall seinen 17. Juny und machte sich zur Allgemeinheit, zum Plenum. Wo blieben die Interessen der Uebrigen? Alles das zu erfüllen, was die Menge verlangt, wäre in unserer Zeit nicht einmal etwas Großes, sondern nur etwas Abentheuerliches."

„Aber um Gotteswillen," fiel Herr von Magnus mit Heftigkeit ein; „sagen Sie mir nur, durch wen man heutiges Tages etwas erzielen kann? Wer besitzt die Reichthümer; wer besitzt die Intelligenz; wer besitzt zuletzt die physische Gewalt, mit welcher sich die Staaten schützen sollen? Der Schwerpunkt aller politischen Existenz fällt in unsern Tagen auf die große Masse, weil Reichthum, Intelligenz, ja selbst die adlige Prärogative der Ehre etwas Populäres und Allgemeines geworden sind. Wie

kann man hoffen, unter diesen Umständen ein gleichmäßiges Aequilibrium von gleich berechtigten und gleich verpflichteten Gesellschaftsstufen herzustellen, wo Alles das, was der geringen Zahl des Adels ehemals dennoch das größere Gewicht gab, auf den Bürger und Bauer übergegangen ist? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, wie wollen Sie Staaten von dem Papiere ins Leben rufen? Habt Ihr Reaktionäre nicht dieselben Träume, wie die Demagogen?“

„Erlauben mir Ew. Excellenz,“ entgegnete Arthur, „aufrichtig meine Meinung zu sagen. Hätte die Demagogie die Kraft, wie die Reaktion, sie würde vielleicht eben so wenig eine Thorheit seyn, wie es diese ist. So lange aber die Reaktion noch über Mittel und Kräfte gebieten kann, wird sie dieselben zu zwei Absichten verwenden. Sie muß negativ und positiv verfahren. Sie muß jenen Neuerungstrieb zerstören, der in die Völkerschicksale leider durch die Regierungen selbst gekommen ist, sie muß zu gleicher Zeit nach irgend einem Schema das-

jenige, was sie als Contre-Revolution zertrümmert, wieder aufbauen und überhaupt auf Positivitäten bringen."

„Recht gut," bemerkte der Minister; „aber welch ein Schema ist zu diesem Zweck gezeichnet worden! Das ist nichts als eine sklavische Abstraktion von den veralteten Zuständen."

„Nein, eine freie Abstraktion; ein Schema, das eben so sehr der Geschichte wie dem Gedanken angehört."

„Ihre Gedanken denken nichts, als die Vergangenheit."

„Wir vertheidigen das Recht der Geschichte"

„Die Geschichte hat ein Recht gegen Diejenigen, welche täglich Geschichte machen."

„Der Fortschritt wird nicht geläugnet, allein woher die Materialien der Zukunft nehmen?"

„Nicht aus den alten Institutionen, sondern aus dem Urtheil über sie."

„Das Urtheil schafft keine Welt, es sei denn

Gottes Urtheil. Es muß Unterlagen, Bedingungen, es muß faktische Erleichterungen geben."

„Sie wählen die rechten nicht! Die Gegenwart bietet dieselben Erleichterungen. Die Menschheit gewöhnt sich schneller an etwas Neues, als an die Nachahmung des Alten."

„Das große Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit. Die Thatsachen, auf welche wir dringen, sind eben so sehr Traditionen, wie Ergebnisse der Vernunft. Das ist der große Unterschied des Alten und Neuen, daß jenes gegeben war, dies genommen ist, jenes belastete, dies befreit: es sind dieselben Formen, aber sie werden in einem andern Lichte betrachtet. Das Erste ist die Tyrannei, das Zweite die Empörung, das Dritte aber die Versöhnung durch die Liebe und die Ueberzeugung."

Der Minister schwieg, grüßte mehremal Vorübergehende, seufzte und fuhr fort: „Urtheilen Sie, wie Sie müssen; müßt Alle so! Ich kann es nicht und die Zeit mit ihren täglichen Erlebnissen wird meine Schwäche entschul-

digen. Ich zittre, wenn ich den unaufhaltsamen Strom von Verneinungen überblicke, der über die Welt kommen kann. Die Vernunft zieht sich Gränzen, aber die Leidenschaft reißt sie alle ein. Die Vernunft weiß, daß sie Einiges bezweifeln darf, daß sie Manches wissen kann, das Meiste aber glauben muß; die Leidenschaft aber weiß nichts, die Leidenschaft glaubt nichts, die Leidenschaft bezweifelt Alles. Nennen Sie mir den Moment, wo Sie glauben, daß auf dem Heerde der Verneinung, Paris, endlich ein Ende der Unruhe eintreten wird! Ich sehe kein Ende ab, am wenigsten, wenn man das thut, was die Menschen fordern, noch weniger, wenn man sie mit Bajonetten umpflanzt. Es ist schrecklich!"

Eine Pause trat ein, während welcher der Wagen langsam die Landstraße, auf welche man kam, wenn man den Park verließ, hinunterfuhr. Jeder drückte sich mißgestimmt in eine Wagenecke. Der Minister war ein langer hagerer Mann, der immer Noth hatte, seine Beine unter-

zubringen. Er schlug sie gewöhnlich übereinander, auch die Arme, und senkte dabei den Kopf tief in diese kreuzweisen Verschränkungen herab. Doch jetzt erhob er ihn mit Lebhaftigkeit. Ein Wagen begegnete ihnen, dessen Schlag sich öffnete und ein bleiches Kindesantlitz herauslächeln ließ. Die langen Glieder sprangen auf, der Kutscher wurde angerufen zu halten, es war die Tochter des Herrn von Magnus, die so eben mit ihrer zukünftigen Gouvernante, Seraphine, aus der Pension kam und anhaltender Kränklichkeit wegen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auch der staubige Reisewagen hielt an, der Schlag wurde geöffnet und mit herzlichem Willkommen drückte der geistig so tief gebeugte Mann Antonien, sein einziges Kind, an sein Herz. Das kleine Wesen war krank und hatte von Natur wenig Gefühl. Sie stieg in den Wagen, wo ihr Arthur Platz machte, der sich von der plötzlichen Erscheinung Seraphinens abwandte und um Zerstreuung zu suchen in das Feld hinaussahe, wo sich leider auch nicht ein einziger Baum

fand, an welchen er seine Verlegenheit hätte anheften können. Auch Seraphine stieg in den frischen Wagen. Arthur sprang hinaus und gab vor, noch einen weitern Spaziergang machen zu wollen. Herr von Magnus war viel zu sehr mit seiner Tochter beschäftigt, als daß er ernstlich versucht hätte, den erschrockenen Flüchtling zurückzuhalten.

Seraphine überließ Antonien den Zärtlichkeiten ihres Vaters, der Aufnahme bei der Mutter und zog sich auf die Zimmer zurück, welche ihr für die Zukunft angewiesen waren. Es dunkelte schon. Sie konnte sich wenig in ihrer neuen Lage orientiren. Sie hatte auch hinlänglich damit zu thun, der wunderbaren Veränderung nachzuhängen, welche auf's Neue ihr Schicksal betroffen hatte. In diesem Hause war sie als Hülfeflehende erschienen: Der damals so zerstreute Mann hatte sie nicht wiedererkannt. Sie war auf's Neue in Kreise versetzt, wo sie Arthur und Edmund begegnen mußte, als eine Hingeschiedene, die Niemanden mehr in dem, was er über

ihrem Grabe that, verhindern durfte. Sie wachte am nächsten Morgen mit dem Gefühle auf, welches Niemanden unbekannt seyn kann, der eine plötzliche und glückliche Veränderung, die ihm Tags zuvor widerfuhr, am Morgen an den Wänden sucht und vorsichtig auf sein Gedächtniß tritt, damit er allmählig sich überzeuge, ob es denn wirklich Wahrheit sey, worüber er sich zu freuen nicht mit einem Male wagt.

Jetzt erst bemerkte Seraphine ihre anmuthige Wohnung. Sie ging nach einem Garten hinaus, den man mehr Anlage und Park nennen mußte, weil er nur spärliche Blumenbeete, meist schattige Baumpartien zeigte. Dicht unter ihren Fenstern, obgleich einen Stock tiefer, begannen riesenhafte Glasfenster, welche die schräge Bedachung von verschwenderisch angelegten Treibhäusern bildeten. Brennende, tropische Farben leuchteten durch die hellgrünen Fenster hindurch, die hier und da geöffnet waren, und die zierlich geordneten Terrassen, die von den seltensten Pflanzen besetzt waren, sehen lie-

ßen. Zur linken Hand war ein ungeheures Netz gezogen, unter welchem Pfauen und Fasanen ihren schlanken Wuchs und ihre Farbenpracht entfalteten. Zur Rechten gruben sich auf einer kleinen Insel Kaninchen ihre unterirdischen Gänge, während sich auf dem Teiche, der sie umgab, einige stolze Schwäne brüsteten. Man sahe, hier waltete eine eigene Liebhaberei, eine Hypochondrie, die sich von der Welt abschloß und auf ihre eigenen Schöpfungen beschränkte. Auch blieb der Beherrscher dieser Anlagen, die trotz ihres ausgesuchten Charakters etwas Düsteres hatten, da zumal der Park dicht daran stieß, nicht fern. Herr von Magnus wandelte in einem langen blausammtnen Morgensurtout durch seine Fasanennetze und tropischen Pflanzenterrassen. Eine gelbe Schnur durchschnitt den gestreckten Körper gerade in der Mitte in zwei Hälften, von welchen jede schon hinreichend gewesen wäre, die Länge eines soliden untersetzten Mannes zu bilden. Ein großes Aktenstück klemmte er unter den linken Arm, sein ostindi-

sches Taschentuch unter den rechten. Das erstere war, weil er das letztere sehr viel brauchte, nahe daran, ihm hinten zu entgleiten. In der That entfiel es ihm, ohne daß er's merkte. Er wandelte gravitätisch seinen Gang fort, während das vielleicht wichtige Papier am Boden lag und von einigen türkischen Enten, die in die Inselkolonie gehörten, verdolmetscht wurde. Zuweilen hatte Herr von Magnus Bedürfniß sich auszusprechen. Dann rief er gewöhnlich aus vollen Leibeskräften: „Heinrich!" worauf ein Livreejäger erschien, der hier sowohl die botanischen wie zoologischen Funktionen zu gleicher Zeit zu versehen schien. Zuweilen hatte Herr von Magnus etwas recht derb zu erinnern, zuweilen rief er auch nur: „Heinrich," und wenn dieser kam, so winkte er ihm daß es schon gut wäre und er nur wieder gehen möge. Endlich führte der Zufall den braven Mann wieder auf die Stelle, wo seine Depeche von den türkischen Enten, die damit hin- und herzerrten, wahrscheinlich entziffert wurde.*) Wie ein Blitz schoß

*) Diesen Witz haben Sie vorhin schon ein Mal gemacht.

die lange, sonst so phlegmatische Gestalt über den vielleicht unersetzlichen Verlust her, die Enten wackelten in die Flucht, aber ihr Verfolger setzte ihnen so lange zu, bis sie keuchend in den Teich stürzten. Nicht genug, daß die indiscreten Leserinnen diplomatischer Geheimnisse vor der Rache des Ministers hatten entfliehen müssen: nein, er drohte ihnen jetzt auch noch vom Ufer aus, sie in eine strenge Untersuchung ziehen zu wollen: er überhäufte sie mit Vorwürfen und Drohungen, unter welchen das Schlachtmesser der Küche oft genannt wurde, rief endlich sein Faktotum Heinrich und trug auf diesen seinen Unmuth und seine Zanklust über, bis er lärmend und polternd den Garten verließ. Das Lärmen der Enten und das Geschrei der Pfauen gab dieser Scene einen komischen Effekt.

Seraphine mußte herzlich lachen, aber sie hatte es bald bemerkt, daß Herr von Magnus ein herzensguter nur etwas langweiliger und hypochondrischer Mann war. Ihre Natur verlangte es jetzt, daß sie sich ihm mit Vorliebe widmete.

Wo sie irgend ein Leiden spürte, wo sie überhaupt eine Eigenthümlichkeit wahrnahm und begriff, da mußte sie versuchen, ob sie nicht darauf wirken und mit Verläugnung ihres eigenen Wesens ihr nützen könne. Sie malte sich den Charakter des Ministers aus, schwärmte von hochgestellten Männern, die innerlich doch recht unglücklich seyn könnten, und betrachtete sich bald, durch eine ihrem Wesen unvertilgbar zum Grunde liegende Eitelkeit, als den Genius, der diesem Hause gefehlt hatte. Das Leiden Antoniens aber bekümmerte sie sehr. Denn die Aerzte gaben nicht mehr viel für sie, wie man zu sagen pflegt; das Kind siechte augenscheinlich seinem Ende entgegen. Doch war Antonie dabei sehr lebenslustig, gierig, und überhaupt excentrisch in ihren Wünschen. Man mußte ihrer Unliebenswürdigkeit Alles nachsehen und Seraphine klagte oft darüber, daß alle ihre schönen Lehren und Lebensmaximen leider nur dem Tode gepredigt würden.

Das Unheimlichste aber im Leben ist die

Ruhe und Gleichgültigkeit, welche, gleichsam als könnte nichts geschehen, einen Ort umgiebt, wo freilich bald recht viel geschehen wird. Man sieht der Zukunft sicher entgegen, und dennoch stemmt sich die Gegenwart mit Hand und Fuß, sich auf diese Zukunft nicht einzurichten. Ein einziges Kämmerchen giebt es oft, wo das Kommende sich schrecklich genug vorbereitet, und schon die nächste Wand glaubt nicht an ihren Nachbar, sondern ladet die Menschen ein, so unbesorgt zu bleiben, wie sie selbst, die kein Herz hat. Julie wenigstens ahnte Alles, was kommen würde, hatte aber keine Lust, sich darauf einzurichten. Sie dachte mit aufrichtigem Schmerz daran, daß die Zukunft etwas Unheimliches verbarg, sie meinte aber, daß das Leben aus so vielen Verwickelungen zusammengesetzt wäre, daß man nach den Momenten, die keine Knoten wären, geizen müsse. „Ueberhaupt" sagte sie zu Seraphinen, als diese zu ihr herunter kam und ihrer Toilette beiwohnte: „überhaupt muß ich Sie mit meiner kleinen Duodezphi-

losophie bekannt machen, aus der ich zuweilen, wie aus der Bonbonnière eine Devise zur beschaulichen Unterhaltung nehme. Ich war längst verheirathet, meine Liebe, als ich erst mein Selbstbewußtseyn bekam. Ich war schon Mutter, als mir erst ein reifes Urtheil möglich wurde. Ich war Gattin, als ich erst anfing, Mädchen zu werden; und wurde mädchenhaft, als ich schon eine Tochter hatte. Ich denke nun so: Die Natur hat Recht, aber sie kann uns keine Pflichten auflegen. Alles was das Recht der Natur ist, das setzt sie tyrannisch durch, und frägt uns nicht viel danach, ob wir es zugestehen wollen oder nicht. Die Natur zwingt physisch, zahllose Menschen auch moralisch; mich aber nie. Was ich der Natur geben muß, das geb' ich ihr, nämlich Alles, was ich nicht die Kraft habe, bei mir zu behalten. Aber was verlangt die Natur nicht Alles? Sie hat unsre Ehen, unsre Verwandtschaften, unsre Freundschaften, sie hat unser ganzes Daseyn in Beschlag genommen und es auf einen Fuß eingerichtet, der unbemerkt

auch der moralische geworden ist. Ich werde diese Moral der Umstände und der Gewohnheit niemals anerkennen, sondern mich gegen sie sträuben, so lang' es geht. Denn es steht der Natur etwas Anderes gegenüber, was ich die Freiheit nennen würde, wenn ich ein Mann wäre, und das ich als denkende Frau nur etwa den Geist, als liebende das Herz, auf alle Fälle aber den Menschen, den neuen geistigen Adam nennen kann. All mein Handeln ist Protestation gegen die Natur, all mein Denken Appellation an eine Autorität, für welche mir das rechte Wort fehlt. Ich weiß wohl, daß die Leidenschaft hier eine Rolle spielt, und daß sie nicht die reine Form dessen ist, woran ich eigentlich denke, aber sie hilft mir oft, sie bringt mich der Wahrheit, meiner Wahrheit näher, sie erleichtert den Flug, und läßt mich wenigstens ahnen, was ich nicht wissen kann."

Seraphine entgegnete: „Sie nennen die Natur eine Tyrannei! Mich hat sie immer befreit. Mich schnürten die Combinationen der

freien Wahl und des Gedankens ein, und was mir wieder Luft gab, war die Natur. Gesetzt, der Geist gebiert die wahre Freiheit; warum versetzt er uns in Widersprüche, die nur die Natur lösen kann? Ein Leben, das sich nach eignen Gesetzen regeln will, wird so in Verwirrung gerathen, daß es keinen Ausweg mehr findet. Lassen Sie uns das Schrecklichste nehmen: es giebt keine größere Protestation gegen die Natur, als den Selbstmord, und bis zu diesem Extreme treibt uns niemals ein natürliches, sondern immer nur ein Verhältniß, das aus übertriebenen geistigen Combinationen entstanden ist."

„Es ist möglich," sagte Julie von Magnus, „daß Sie recht haben, weil Sie das Verhältniß umkehren. Sie brauchen die Natur als Heilmittel: Sie haben die Kraft nicht, sich von der hergebrachten Ordnung der Dinge zu befreien. Sie nahmen vielleicht zu öfterm geniale Aufflüge und bestimmen sich selbst Ihr Schicksal, sinken aber immer wieder, weil Sie sich hülflos vor-

kommen, auf die Ebene herab auf die Natur, die Alles gleich macht und somit auch heilt.

Seraphine erröthete über eine so treffende Charakteristik ihres Lebens und Sinnens. Julie aber fuhr fort: „Sagen Sie mir nur, was aus den Menschen werden sollte, wenn sie immer nur das Natürliche wollten? Nicht einmal das würde sie fördern, wenn sie den Geist blos zur Hülfe riefen, um die Natur zu ergänzen. Beide Elemente zusammenlöthen, heißt Silber durch Kupfer verdächtigen, wenn man auch eine gewöhnlich koursirende Landsmünze daraus machen kann. Waren Sie schon in einer freien Reichsstadt? z. B. in Hamburg. Sie werden hier finden, daß zwischen den verschiedenen Physiognomien der wohlhabenden Familien eine auffallende Aehnlichkeit herrscht. Die Heirathen zwischen Nachbarn und Verwandten, der Mangel auswärtiger provinzieller Einmischung, geben dem Blute keine freie Circulation mehr. Der Spielraum der freien Selbstbestimmung des Geistes ist beschränkt. Die Menschen sehen sich

alle ähnlich, und ihr Colorit erblaßt. So ist es in allen Verhältnissen, wo man das Phlegma der Natnr walten läßt und nicht auch jenen Lebensmotiven Zugang öffnet, für welche ich keinen Namen habe, die uns aber von der Sclaverei der Gewohnheit befreien."

Seraphine entgegnete: „Ich verachte den höhern Impuls nicht; wie könnt' ich ihn auch, da die Liebe die höchste Blüthe desselben zu seyn scheint. Aber eben bei der Liebe finden Sie es ja! Man wird von ihr ergriffen wie von einer Thorheit, wie von einem kecken Einfall, der, weil er Caprice ist, von den Liebenden gern als göttliche Fügung ausgegeben wird. Aber wie drängt man nicht auch, den Bereich des Zufalls zu verlassen, und seine Thorheit in die Verhältnisse, wie eine Nothwendigkeit einzufügen! Man trieb sich in einem phantastischen Gebiete um und drängt sich wieder in den Schooß der Natur hinein, um sich mit der Wirklichkeit auszugleichen und seinem Einfalle die rechte Weihe zu geben! So glaub' ich, sollte immer

das Verhältniß der natürlichen und geistigen Fähigkeiten und Zustände seyn.

Julie empfing in diesem Momente einen Brief. Sie betrachtete wohlgefällig die Aufschrift und zeigte Seraphinen die zierliche Handschrift. Seraphine kannte sie. Der Brief mußte von Edmund seyn. Als sie die Augen niederschlug, und Julie dies auf ihr angezogenes Beispiel bezog, sagte die eigenthümliche Frau: „Schämen Sie sich nur Ihrer Kenntniß der Liebe nicht! Aber ich hörte wohl, Sie kennen nur die Liebe, welche bürgerliche Tendenzen hat. Es ist wahr, die Liebe entsteht meistens durch mein romantisches Lebensprinzip und wird dann durch die Natur mit der Tradition und dem Herkommen ausgeglichen. Aber es ist nur das eitle Menschenkind mit seinen egoistischen kleinen Schlichen, was hinter dieser Erscheinung steckt. Man will sich seinen genialen Einfall sichern, man will ihn nicht davon fliegen lassen, man muß ihn also einrenken in die Gelenke des gewöhnlichen Wandels. Glauben Sie mir, man kann

lieben und doch in der Region des Ursprungs verbleiben. Es giebt Verhältnisse, wo an Besitz nicht gedacht wird, wo man sich freut, unbefangen genug zu seyn, um sich immer erhaschen zu können. Meine Region ist ein hoher grüner Bergwald, wo man Alles frischer und himmelnaher hat, als in der Ebene. Mein Mann mit seinen Fasanen unterm Netz, mit seinen Ententeichen und mit seinen Treibhäusern, wo die Natur vor Ofenwärme schwitzt, um etwas hervorzubringen! Wie gesagt, ich rathe Ihnen" —

Hier verloren sich Juliens Worte und flüsterten in den Brief hinein, den sie eben öffnete. Sie lachte und war wieder ernst. Seraphine fand, daß sie sich in diese Mittheilung vertiefte, fühlte auch, wie krampfhaft es ihr das Herz drückte, daß sich hier eine Frau an den Redensarten sonnte, die von einem Manne kamen, den sie einst geliebt hatte, und verließ das Zimmer, ohne die Leserin zu stören. Sie wußte nicht, woran sie sich halten sollte, als sie sich über die

Teppiche der prachtvoll dekorirten Zimmer leise davonschlich.

Oben traf sie an einem Tische, die Feder in der Hand, ihren Zögling auf sie wartend. Papier und Lineal lagen auf dem Tische. Seraphine sollte eine historische Lektion da fortsetzen, wo sie in der Pension stehen geblieben war. Sie sprach gerade von der babylonisch-assyrischen Geschichte, und quälte sich, ihrer Zuhörerin den Namen Nabopolassar richtig in die Feder zu diktiren. Seraphine wußte selbst nicht viel von dem Gegenstande. Sie flüchtete sich immer wieder in Pölitz's Weltgeschichte, wo sie den Finger bei der Babylonischen Geschichte eingeklemmt hielt, und sich rasch eine Thatsache aufschlug, während sie immer vorgab, sich nach der Orthographie der Namen umsehen zu wollen. Nach der Weltgeschichte exponirte sie die Geographie. Sie war von der Pension her im Norden Amerikas festgefroren und quälte sich, das kleine Boot ihrer Kenntnisse aus dem Eise der Baffinsbey herauszubringen, ein zweiter Kapitän

Roß. Sie stieg dann ans Land und verfolgte die Hasen=, die Fuchs=Indianer, bis sie bei den wahrscheinlichen Quellen des Missisippi ankam. Hieran reihte sich eine halbe Stunde Naturgeschichte, ein Weitläuftiges über die Flötzgebirge, über Glimmer, Feldspath, Granit, über Säugethiere und Wallfische, kurz den ganzen Apparat, mit welchem die Bildung unserer weiblichen Jugend erzielt wird, kramte Seraphine in der Angst aus, daß dies Alles dazu gehöre, um dereinst mitsprechen zu können. Erst als Antonie vor Schwäche allmählig entschlummert war, bemerkte sie, welche Menge Fehler sie gemacht hatte, wie sie meist immer dasjenige behauptet hatte, was in den Handbüchern bestritten wurde. Sie war sehr unglücklich und weinte, da sie sich eingestehen mußte, daß sie die lange Reihe der Xerxes und Artaxerxes verwirrt hatte und sie eigentlich Nichts in der Welt verstünde, als einen guten und leserlichen Brief zu schreiben.

Wie sie so ihren pädagogischen Mängeln nachdachte, öffnete sich die Thür und Herr von

Magnus in fertiger Toilette trat herein. Er hatte einen Stern am Rock und schien sehr gnädig gestimmt. Er küßte Antoniens Stirn und wandte sich mit vieler Höflichkeit an Seraphinen. Es fiel ihm nicht ein, daß er sie schon einmal gesehen. „Waren früher im Institut?“ fragte er. „Kennen meine Tochter schon längre Zeit? Hat kein Talent, ist zerstreut, gebe aber Nichts drauf. Hauptsache ist Verstand. Können Sie Verstand lehren?“

Der Minister lachte, aber Seraphine sagte auffallend genug: „O ja!“

„Wirklich? Wie machen Sie das?“

„Verstand ist eine negative Fähigkeit,“ erklärte Seraphine. „Man übe seinem Zögling nur recht viele Thatsachen ein, und lasse darauf eine Andeutung folgen, als wenn nicht viel darauf ankäme. Der Verständige sieht zwar ein, daß das Wissen unnütz ist; aber um dies mit Verstand behaupten zu können, muß er das Wissen besitzen.“

Herr von Magnus war eigentlich nur auf

dem Sprunge. Als er aber diese fast wie eine Bezüglichkeit klingende Entgegnung hörte, that er gleichsam, als wollte er Hut und Stock ablegen und setzte sich nieder. „Sie werden doch nicht glauben,“ sagte er, „daß die Wissenschaften einer Frau Relief geben? Wenn ein Mädchen weiß, was Spartanische Suppe war, und sie ist doch nicht im Stande, ihrem Manne eine zu kochen! Die Erziehung der Frauen ist ganz etwas anders, als die der Männer.“

Der Ton war erhitzt. Seraphine fürchtete sich, antwortete aber: „Sie muß doch eine Unterlage, eine Veranlassung haben. Man kann doch nicht erziehen ohne Unterricht, wie es keine Farben zu Malen giebt, die nicht erst kurz und klein gerieben sind.“

„Dies ist auch wieder eine der Merkwürdigkeiten unserer Zeit,“ behauptete der Minister; „daß sie das Wissen organisirt, daß sie den Menschen vorschreiben will, wie weit man in seinen Kenntnissen gehen soll. Sogar die Mädchenerziehung wird vom Staate angeordnet.

Als wenn der Staat Lust hätte, die Frauen zu emanzipiren! Ist es nicht, als wenn beide Extreme unserer Tage, das revolutionäre und das reaktionäre, auf ein Ziel lossteuerten? Sie verstehen mich nicht. Ich kann Ihnen aber deutlicher werden."

Seraphine sagte, daß sie nicht begreifen könne, warum Bildungselemente nicht absolute wären, warum der Frau die wissenswürdige Sache anders eingerichtet und beigebracht werden solle, als dem Manne.

„Ich bitte Sie, erlauben Sie," fiel Herr von Magnus heftig ein, und drohte, da er nicht gleich den Anfang seiner Rede finden konnte, recht abschreckend mit der linken Hand. „Worum handelt es sich? Um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verschieden seyn müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären sich einander zu ergänzen. Es frägt sich nun: wo ist die Einheit? Wo ist der Coincidenzpunkt? Wo läuft die abweichende Bestimmung zusammen?"

„In der Bildung," bemerkte Seraphine.

„Um Gottes Jesus willen, die Bildung ist ja bloß das Mittel zu einem Zwecke. Der Zweck muß sich doch ausdrücken lassen.“

„Der Zweck ist die Einheit, die Ergänzung.“

„Nein, der Zweck ist — freilich die Ergänzung; aber das Mittel ist kein Stoff, das Mittel ist die Gesinnung. Psychologie — darauf kommts an. Räsonnement, Empfindung — damit haben die Wissenswürdigkeiten nichts zu thun. Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleichzuthun, sondern davon, ihnen etwas zu geben, was sie nicht besitzen. Der Eine muß in dem Fache des Andern Laie seyn und nichts dafür besitzen als nur die Empfänglichkeit. Eine Frau, die Alles das versteht, was ich verstehe, ist ein Hut, den ich suche und in der Hand habe. Die weibliche Erziehung soll Beziehungen auf die männliche haben, aber sie soll nicht dieselbe seyn; denn was ist die Folge? Daß das Weib, unfähig, so zu fassen und zu behalten, wie der Mann,

doch immer als eine zurückgebliebene Nachzüglerin dasteht, als der Ausdruck der Schwäche, während sie so gut wie der Mann die Bestimmung hat, in ihrem Kreise eine Vollkommenheit auszudrücken. Es ist die offenbarste Ungerechtigkeit, die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu lassen und sie in ihrem eigenen Kreise zu vernachlässigen."

„Der Kreis der Frau," bemerkte Seraphine, „ist etwas Angebornes. Er braucht nicht viel angebaut zu werden."

„O bedeutend, bedeutend!" rief Herr von Magnus; „allerdings, sehr bedeutend! Denn auf die Wirthschaft und das Nähen kömmt wenig an. Die Keime sind es, die Anfänge, die in der weiblichen Natur liegen. Diese, ich sage, diese müssen beobachtet und großgezogen werden. Mit einem Worte, die weibliche Erziehung muß gänzlich verändert werden. Zuerst, was ist weiblich? Was ist es in der Natur, in der Geschichte, in der menschlichen Seele? Sodann; was ist

halb? Was muß ergänzt werden? Der Mann besitzt Muth, das Weib Ausdauer. Man muß viel sprechen mit den weiblichen Zöglingen, sie müssen Raisonnement bekommen, Dialektik, für und wider; denn, wie gesagt, der Mann will, aber die Frau muß die Gründe kennen, sie muß ihm auf den richtigen Weg helfen. Sagen Sie mir, warum hat es keine Frau höher als bis zum Verstand gebracht? Die Männer reichen bis zum Genie hinauf. Eine Frau kann, wenn sie das Höchste erreicht, nur höchst vernünftig seyn. Darin liegt's, daß sie den Mann begleiten, ihn ergänzen, Augen haben, wo er blind, Ohren, wo er taub ist. Finden Sie nicht auch, daß demnach die ganze pädagogische Behandlungsweise der Frauen eine andere seyn muß, als die der Männer? Die Frauen sollen ausdauern, aber das, was sie lernen, entkräftet grade ihre Beharrlichkeit. Sie werden das männliche Wissen immer am ersten vergessen. Alle die Stoffe, die man jetzt ihrem Gedächtnisse anbietet, wiederkäuen sie nicht. Es ist, als

wollte man nur Ruhe haben und legte Blei auf die Flügel, die so gern draußen flatterten."

Seraphine war verstummt über diese Aeußerungen, die der Minister mit den heftigsten Gestikulationen begleitete. Er fuhr fort: „Was geschieht selbst da; wo ich nicht am Steuerruder, sondern auf der Galeere sitze? Was wird da gekabinetsordert? Wie bildet man sich ein, den weiblichen Unterricht auf eine Normaluniform zurückführen zu müssen? Es giebt jetzt weibliche Oberlehrer und Unterlehrer, es wird nächstens weibliche Professoren und Privatdozenten geben. Eine Frau ist eine Frau. Was Eine kann, können sie Alle. Diese Rangordnung, diese Prüfungen, es ist etwas Schändliches und kurzum, ich halt's nicht mehr aus."

Mit diesen Worten stürzte Herr von Magnus zur Thür hinaus und ließ Seraphine in Angst und Schrecken zurück, die den innerlichen Grund der heftigen Erzürnung des Ministers in nichts anderem, als in sich finden konnte. Antonie

war über den Lärm aufgewacht und suchte sie über die Heftigkeit des Vaters zu trösten.

Dieser inzwischen stürmte die Treppe hinunter und irrte sich bei dieser Aufregung in seinen Zimmern. Die große Treppe spaltete sich unten in zwei Arme, er wählte den unrechten und brach mit der ganzen Wildheit, die plötzlich über ihn gekommen war, in die Zimmer seiner Frau ein. Ein großes Windspiel schoß ihm zufällig nach, ohne daß er es merkte. So gewann es den Anschein, als zöge das wilde Heer heran. Julie, die eben Gesellschaft hatte, erschrak über den Aufzug ihres Mannes, der die Thür hinter sich nachwarf, und doch noch eine Spalte weit genug übrig ließ, daß der Hund sich dazwischen drängen konnte. Jetzt das Erstaunen des langen Mannes, sich geirrt zu haben und so viel zweideutige, im Uebrigen doch sehr werthe Bekannte hier zu finden, dazu das kluge Auge des Hundes, der dem Stürmenden auf der Ferse folgte; dies gab einen Contrast, der von allen gefühlt wurde, von Julien aber zum herzlichsten Gelächter benutzt

wurde. Herr von Magnus, betreten über die Störung und seinen eigenen komischen Effekt, wich einen Schritt zurück und trat dem Windspiele unbarmherzig auf die Füße. Das Thier schrie und nun zog sich über das Antlitz des Herrn von Magnus selbst ein feines verwundertes Lächeln, das er mit einem sehr herablassenden und populären Kopfschütteln unterbrach.

Arthur hatte Takt genug, die Lachnerven, welche einmal in Bewegung waren, schnell auf einen andern Gegenstand hinüberzuführen. Man konnte den Minister nicht so gehen lassen, ohne den Eindruck der ärgerlichen Scene, die er gespielt hatte, in ihm zu verwischen. Arthur griff daher schnell etwas auf, wovon er wußte, daß es den Herrn des Hauses fesseln würde.

„Ich erzählte so eben," begann Arthur, auf einen jungen Mann mit grauen Haaren in Uniform weisend, „daß der Herr Hauptmann so sehr von dem Hegelschen Systeme beherrscht wird, daß er sogar die Neigungen seines Herzens darin aufgenommen hat."

„Ich?“ fragte der Bezeichnete. „Wie kommen Sie darauf?“

Arthur weidete sich an der plötzlichen Aufmerksamkeit des Ministers. Dieser fixirte mit ernster Miene den Officier, setzte sich in die Nähe seiner boshaft lächelnden Frau und schien vorläufig erst abwarten zu wollen, wie sich denn das Thema dieses Gespräches eigentlich feststellen würde.

„Freilich, Herr Hauptmann;“ fiel Arthur ein. „Sie können es doch nicht in Abrede stellen, daß Sie die Vorlesungen eines Mannes besuchen, der in Berlin sich der Hegelschen Philosophie affiliirt hat. Eben so wenig, daß Sie —“

„Sie brauchen nicht zu stocken, lieber Freund,“ fiel der Hauptmann ein, indem er mit dem Stuhle etwas vorrückte; „ich werde niemals vergessen, daß ich in meinem Verhältnisse zu Eulalien eigentlich den ganzen Verlauf der Hegelschen Philosophie durchgemacht habe. Diese Liebe war die praktische Anwendung der Encyklopädie.“

Julie entgegnete, daß sie zwar wüßte, wer Eulalia war, aber nicht, was die Encyklopädie sey. Herr von Magnus blickte bald sie, bald Arthur, bald den grauen Hauptmann an, und schien den Moment abzuwarten, wo er in das sich entspinnende Gefecht mit all seiner eigenthümlichen Hitze einbrechen wollte.

„Ich brauche wohl nicht zu versichern," begann der Hauptmann mit feierlich-pedantischem Ernste, „daß Eulalia der Liebe eines Philosophen würdig war. Ja selbst wäre sie es nicht gewesen, so würde sie unbewußt doch eine konkrete Unterlage des prozessirenden Gedankens geworden seyn. Ich benutzte Eulalien, aufrichtig gesagt, alsdiese Unterlage. Sie vergegenwärtigte mir die Selbsterzeugung der Ideen, ihren Umsturz, ihr Andersseyn, ihre Rückkehr in sich selbst. Alles, was ich von Treue und Untreue an ihr verspürt habe, kömmt auf die Paragraphen der Encyklopädie hinaus. Die erste Begegnung, dies einfache Setzen des Begriffs, war nur noch die leere Abstraktion, die aber bald mit Zeit und

Raum, mit Ort und Stunde sich erfüllte, und statt des unbestimmten dämmernden Seyns eine sichere handgreifliche Existenz ponirte. Diesen Verlauf des zwischen uns Beiden sich entwickelnden Gedankenprozesses verfolgt' ich selbst da noch mit Theilnahme, als die Idee und mit ihr Eulalia umschlug und sie mit ihrem jetzigen Manne für mich immer mehr in die Form der Negation überging. Hat denn nicht Alles seinen Herbst und Winter? Ist die Negation nicht die Herrscherin der Welt, die immer besiegte und immer wieder siegende? Sie ist das Prinzip, welches die Erdaxe sich um sich selbst drehen läßt, sie erzeugt jene jetzt auch in der Physiologie entdeckte Flimmerbewegung oberhalb des Gehirnes, d. h. das Leben. Gerade die Negation ist das, was die Dinge erhält, ob es gleich auch sie ist, die die Dinge zerstört. Die Negation ist freilich der Tod, aber der wahre Tod ist auch nicht das Grab, sondern die Unsterblichkeit. Sie wurde mir untreu! Das mußte sie, wenn sie mich liebte; denn sie gab mir Leben, sie schuf mich,

den noch nicht Gebornen, sie riß mich aus dem Chaos der unbestimmten Abstraktion heraus, und beseelte mich durch ihr Umschlagen, wie weh es auch anfangs that! Ich habe mich damit getröstet, daß ja alle Dinge im ewigen Flusse sind, weshalb auch, wie Sie wissen, das Wasser ehemals als ihr Prinzip angenommen wurde."

Julie meinte, daß dieser wunderliche „Tröster an sich selbst" consequenter gehandelt hätte, wenn er sich nun auch seinerseits in diesen ewigen Fluß der Dinge hineingestürzt und ersäuft hätte.

Die Uebrigen lachten darüber, nur Herr von Magnus nicht. Ueber eine Abgeschmacktheit mit kurzen Worten den Stab zu brechen, war er nicht im Stande. Er mußte sie erst zu widerlegen suchen und einen Theil derselben dadurch auf sich selbst ablenken. Er räusperte während der Exegese des philosophischen Hauptmannes so laut, rückte mit dem Stuhl so heftig, daß man von ihm jetzt etwas erwarten konnte. „Mein Herr," begann er, „ich weiß nicht, welche Stel-

lung Sie zum Zeitgeiste haben, welches Phantom Sie, ja Sie, für die Bestimmung unseres Jahrhunderts ausgeben. Allein gestehen muß ich, daß mir die Verbindung des Säbels mit einer so abweichenden, unlogischen Philosophie außerordentlich auffallend ist. Meine Kantische praktische Vernunft, sehen Sie, die kann ich rechts und links, hinten und vornen schleifen, wie ein zweischneidiges Schwert; ich kann sogar die Klinge der reinen Vernunft in die Scheide der praktischen stoßen, daß es nur so kracht; allein wenn die Sekte, welcher Sie angehören, in der Armee unseres gnädigen Landesvaters auch nur noch einen Schritt weiter, über einige wenige Unteroffiziere oder Gefreite sich verbreiten sollte; ja dann gute Nacht — wie gesagt — dann, Herr Hauptmann, dann könnten wir nur sehen, wie weit wir mit dem Pariser Frieden gekommen sind!"

„Excellenz, keine Ungerechtigkeit!" fiel der Hauptmann ein, „Bildung, Aufklärung," —

„A la bonne heure, Bildung und Auflä-

rung," meinte der Minister, „das lass' ich gelten; allein alle Dinge unter einen mystischen Flimmer versetzen und Pietismus treiben, ohne doch die Hände zu falten, das ist mir nun noch hundertmal ärger, als die tollste Herrenhuterei selbst. Nehmen Sie mir's nicht übel; Sie können mir nicht mehr sagen, Herr Hauptmann, was mein Rock ist, grün oder blau?"

„Dies ist auch schwer," fiel der erhitzte Gegner ein. „Grün manifestirt sich deutlich genug, aber es ist doch nur eine Abstraktion! concret genommen wird man Ihren Rock eben so gut blau, wie grün oder gelb nennen können. Nichts steht fest. Das Eine integrirt das Andre. Zeit wird zum Raume, Maaß wird Gewicht, Qualität und Quantität sind in gewissen Momenten nicht mehr von einander zu unterscheiden."

Hier sprang Herr von Magnus auf und rief: „Sie verwechseln Qualität und Quantität? Sie confundiren mir die einfachsten Gegensätze der natürlichen Größenlehre?"

Der Andre ebenso: „Excellenz, Sie über-

hören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überschlägt. Die Zahl ist der deutlichste Beweis dessen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugestehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre eine Correlation ist. Allein, ich beschwöre Sie, das Eine ist doch der Ausdruck einer Zahl, es ist eine Quantität und sogleich sagen Sie: Das Andre, und dies steht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältnisse von Eins und Zwei, sondern schon in dem qualitativen Verhältnisse der Unterscheidung."

Herr von Magnus hörte aber nicht mehr darauf. „Die Sophistik Ihrer Schule ist mir bekannt," rief er, „Sie verwechseln die Qualität schon mit der Quantität, Ihre Collegen haben gesagt — o, Sie dürfen es nicht läugnen!' — wenn unser Staat auch nicht im Raume existirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu existiren. Was bewirken Sie hiermit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht schlafen kann. Sie

vertheidigen alle krassen Sätze der Orthodoxie und in unserer Brust, ja, großer Gott, in unserer Brust, da können Sie uns keine Gefühlssprossen für die Gedankenleitern einsetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweisen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächst mir die Thorheit dieser Zeit über den Kopf. O ich sehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!“

Mit diesen Worten, die in der Stimme beinahe erstickten, mitleidig und gefühlvoll die Gesellschaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer seiner Frau in die seinigen. Die Anwesenden waren verstimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog sich zurück, da es schon spät war. „Herr von Magnus,“ sagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen.“

Der unglückliche Mann, der an seinen gesunden Ideen so heftig krank war, und besonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken seiner Gegner sich in dem Systeme des Staats,

an dessen Spitze er stand, durch mancherlei sehr rücksichtswerthe Einflüsse als offizielles zu befestigen anfingen, löschte jetzt in seinen Zimmern alle überflüssigen Lichter aus. Mit einer Lampe versehen, flüchtete er sein gefoltertes Herz in die gespenstische Todtenstille eines ihm sehr lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originalien und ganz vorzügliche Copien enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf schritt er tief aufseufzend in dem Gemache einher, stand zuweilen still und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon stöhnte, blickte dann wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verschiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite und sprach still vor sich hin: „O ihr großen Alten!“ Endlich fiel sein Blick auf die Büsten der deutschen Classiker, auf Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Brustbild Göthes und las in dem strengen Antlitze dieses Unsterblichen, wie reine Vernunft mit höchster Phantasie sich vermählen kann. „Sie

waren doch Alle so groß und trieben ein so einfaches, stilles und gesundes Denken!" seufzte der schwermüthige Mann und begab sich erst zur Ruhe, als ihn unter diesen kalten weißen Gestalten selbst zu frösteln anfing.

Von jetzt an hatte Seraphine regelmäßig jeden Morgen Gelegenheit, die Spaziergänge und den Charakter des Herrn von Magnus zu belauschen. Die Furcht vor ihm legte sich allmählig, seitdem sie ihn so natürlich schalten und walten sahe, wie er es unter seinen Blumen und Fasanen gewohnt war. Sie hörte ihn gewöhnlich schon vor seinem Auftritt in die frische vom Morgenthau befeuchtet Scene; er kündigte sich hinter ihr meist immer schon mit einer Fanfare von Predigten und Kritiken an, die an das Gesinde, an Hunde, die ihm in den Weg kamen, vertheilt wurden, zuweilen pfiff er auch und lockte das Federvieh, das auf der kleinen künstlichen Insel mit den Flügeln ihm entgegenklatschte. Sein

Lieblingsgegenstand war ein mit Wein besetztes Spalier, über dessen Fortgang jeden Morgen mit Gründlichkeit verhandelt wurde. Heinrich, sein Faktotum, war sogleich da, wenn Herr von Magnus über diese Frage verhandeln wollte! Die Discussion beschränkte sich aber meistens auf Prophezeihungen für den Herbst, auf eine mehr oder weniger reichliche Erndte. Die Beere wurde geprüft, über das Wetter die Meinung gewechselt, und die Verhandlung immer mit dem Satze abgebrochen: Regen, Regen thut Noth. Eines Nachts hatt' es auch geregnet und wie schön die Sonne schien, so war doch der Boden sehr feucht und locker. Herr von Magnus hatte die Gewohnheit, sich bei seinen Morgenspaziergängen aller Rücksicht auf sich selbst zu überheben und namentlich das Gleichgewicht seines Körpers durch seine Bewegungen niemals auf eine schickliche Weise zu contrebalanciren. Er hatte da etwas zu zeigen an einem großen Blumenstrauß, demonstrirte ein Langes und Breites, und kniff die Flügel seines Schlafrockes so lange zwischen

die langen Beine, bis diese ihre Haltung verloren, die lange Figur in eine perpendikuläre Schwankung brachten, und es nicht hindern konnten, daß Herr von Magnus in seiner ganzen außerordentlichen Länge auf den feuchten Boden niederfiel. Seraphine, die diese Katastrophe hatte kommen sehen, vermochte einen Aufschrei, der aber mehr Lachen als Schreck war, nicht zu unterdrücken. Herr von Magnus entdeckte sie, indem er aufstand, oben am Fenster und war so überaus gnädig und herablassend, daß er trotz seines Unfalles ihr einen herzlichen guten Morgen wünschte und sich anschickte, ein Gespräch zu beginnen. Seine gellende Stimme erhob sich dabei so laut, als wenn man sie einige Häuser weit hören sollte. Wunderlich aber war es, daß er dies Gespräch nur in ganz abgerissenen Strophen hielt, und nach einigen zu Seraphinens Fenster hinaufgerufenen Worten immer wieder auf seine botanischen und ökonomischen Verhandlungen zurückkam, so daß er wie ein ächter Staatsmann zwei Gespräche zu gleicher Zeit

führte. Seraphine, von Natur leichtsinnig un ausgelassen, widerstand der komischen Erschei nung des Mannes nicht länger, sondern nahm sich vor, irgend wie an seinem verworrenen We sen Antheil zu nehmen und ihn, wo möglich hier und da auf eine ergötzliche Weise anlaufen zu lassen. Dies gelang ihr um so mehr, da sie Kenntniß des Garten- und Viehwesens genug hatte, um zuweilen vom Fenster aus bei einer bestrittenen Frage auch ihre Meinung abzugeben. Herr von Magnus nahm dies hoch auf, und mußte sich bald gestehen, daß ihm der Aufenthalt im Garten seither noch einmal so lieb wurde. Sein Antlitz klärte sich auf, sein Gang beschleunigte sich; man hätte schließen mögen, daß Seraphine auf ihn wirkte. Sie konnte seine Zerstreuung und Vergeßlichkeit ungestraft zu den ärgsten Neckereien benutzen: er war vergnügt dabei. Sein Sacktuch pflegte er regelmäßig aus der Tasche zu verlieren und dadurch eine Veranlassung herzugeben, daß ihn Seraphine bald hier-, bald dorthin schickte und ihn so lange neckte, bis

er freundlich still stand und ihr mit seinem langen knöchernen Zeigefinger zum Fenster hinaufdrohte. Dann gestand sie ihm, daß es ja halb aus der Tasche heraushinge, oder daß er es gar nicht verloren hätte, sondern ganz fest in der linken Hand halte. Herr von Magnus war dann immer äußerst zufrieden über das kluge Mädchen und lachte ihr so lange Beifall zu, bis er den Husten bekam und aus Gefahr zu ersticken, sich in den Fasanenstall flüchten mußte. Kam er dann wieder heraus, so war er ganz erschöpft und überdies so mit bunten Federn bedeckt, daß er sich den Spottnamen Papageno von Seraphinen gefallen ließ. Außer dem Sacktuche bot auch die Tabaksdose vielen Stoff zu einer angenehmen und für Seraphinen, bei Herrn von Magnus freundlichen Gesinnungen gegen sie durchaus nicht mehr riskanten Unterhaltung dar. Er ließ sie gewöhnlich offen auf einer Bank stehen, wo denn die Hühner besonders niemals ermangelten, den Spaniol nach allen Richtungen hin zu verstreuen. Kurz Herr von Magnus hatte

gerade soviel kleinen Aerger, als er brauchte, um immer im Zuge zu seyn. Lärmen mußte er; und selbst die Freundlichkeit hatte bei ihm etwas Tobendes. Seraphine fesselte ihn, ohne daß sie anders wollte, als ihn verspotten.

Ohne Streit war zwischen beiden auch kein Verständniß möglich. Der wunderliche Mann mußte beständig etwas haben, woran er sich stieß, und Seraphine stellte ihm dergleichen Hindernisse genug in den Weg. Alles was er that und behauptete, stellte sie in Frage und erzürnte ihn damit doch so wenig, daß sie im Gegentheil über die Zuvorkommenheit erschrak, mit der er sie in einem Augenblicke behandelte, wo sie es bei ihm schon ganz verspielt zu haben fürchtete. Die Lösung des Räthsels lag darin, daß der Widerspruch, den er sonst erfuhr, nur aus den Sachen kam, welche von den Personen vertheidigt wurden. Diesmal waren es aber nur Beziehungen auf sein Individuum, nur formelle Streitigkeiten, die er zu schlichten und zu beenden nach Gefallen die Freiheit hatte, es waren

Gegenstände, auf die es Seraphinen nicht groß ankam. So nahm der Verkehr zwischen ihnen allmählig die Form der Belehrung an, wie schwer sie ihm auch von der Widerspenstigkeit und dem weiblichen Muthwillen gemacht wurde. Und selbst dieser Widerstand mußte schwinden, da sich die Form dafür abnutzte und die Natur über die Kunst den Sieg davontrug. Seraphine konnte das treffliche Herz des Herrn von Magnus nicht in Abrede stellen. Er handelte väterlich an ihr, und verpflichtete sie dadurch, auch wie ein Kind an ihm zu hängen.

„Gut geträumt?" fragte er sie eines Morgens, als sie mit ihm, wie sie es seit einiger Zeit gewohnt war, seine Frühpromenade theilte.

„Gut wohl, aber sonderbar," entgegnete Seraphine. „Ich finde, daß sich mir eine auffallende Erfahrung des Traumes immer mehr bestätigt."

„Was träumen Sie denn?" fragte Herr von Magnus, sich auf einen langen Vortrag sei-

nerseits und eine weit ausgesponnene Polemik rüstend.

„Weniger der Gegenstand, den ich träume," sagte Seraphine, „fällt mir auf, als die Umstände, unter denen ich träume. Ich finde nämlich, daß es im Traume beinahe eine eigen phantastische Topographie giebt, die sich bei gewissen Gegenständen nach Jahr und Tag unverändert wieder einfindet."

Herr von Magnus und Seraphine saßen auf einer Bank. Jetzt ergriff er aber ihre Hand, stand auf und sagte: „Kommen Sie; ich verstehe Sie nicht recht."

„Ich meine so:" erklärte Seraphine. „Ich träume z. B. von einem Freunde, dessen Lokalitäten und Existenzumstände mir vollkommen bekannt sind, und dennoch haben sie im Traume nicht nur immer eine andere Gestalt, sondern diese falsche Gestalt bleibt auch die nämliche, ob ich auch nach Jahr und Tag erst wieder von ihnen träume. Es ist nicht so auffallend, daß der Traum an der Wirklichkeit etwas ändert, als

daß der Traum gleichsam ein Gedächtniß zu haben scheint und daß man sich eine unmittelbare Fortsetzung des Traumlebens, wenn auch täglich von der Wirklichkeit unterbrochen, als möglich denken kann."

„Noch nicht darauf geachtet," bemerkte Herr von Magnus; „aber nicht unwahrscheinlich!"

„Nein, ganz sicher," erwiederte Seraphine, „was mir im Traume vorkommt, Alles hat bei mir Ort und Stunde, und zwar jede Empfindung, jedes Verhältniß hat ihre eigene Situation, die in mir bleibt während meines Traumlebens, ob auch die Wirklichkeit mir täglich sagen kann, daß diese Situation nicht die richtige ist. Die Vorstellung z. B., welche ich vor meinem Eintritt in dieses Haus von dessen Lage und äußerem Ansehen hatte, bleibt im Traume fest, wie sehr ich mich auch von der gegentheiligen Wahrheit überzeugt habe. Es sind immer grüne Jalousien vor den Fenstern, immer einige eiserne Pechbecken vor dem Thorwege, aus welchen Flammen brennen, da dies Alles doch

so entgegengesetzt meiner Erfahrung ist. Die falsche Vorstellung bleibt und kann durch nichts berichtigt werden."

Nachdem Herr von Magnus mehrmal zu diesen Worten ernst genickt und sich geräuspert hatte, sagte er: „Daraus, meine Liebe, würde folgen, daß Traum und Wachen unabhängig von einander existiren, und daß der Tod vom Leben scharf geschieden seyn kann, ohne daß der erste aufhört, sein eignes schlummerndes Daseyn in sich zu fühlen. Ich verstehe Sie wohl: Der Keim, der in der Blume liegt, träumt sich in der Knospe so ungestört fort, wie in der entfalteten Rose. Was übrig bleibt ist das Saatkorn für die Ewigkeit. Ja, mein gutes Kind, die Möglichkeit eines für sich selbst existirenden Traumlebens, das von der Wirklichkeit keine Erfahrung, keine Berichtigung seiner Irrthümer annimmt, diese garantirt uns die vorübergehende irdische Existenz als ein für unser Ureignes unwesentliches Erlebniß. Ja, ja, — und doch — o setzen wir uns!"

Herr von Magnus war in einer großen Aufregung des Gemüthes. Seraphine war nicht frivol genug, jetzt noch an ihm etwas komisch zu finden; sie ließ den Druck ihrer Hand geschehen, es war ihr, als würde sie jetzt in die Tiefe eines philosophischen Nachdenkens über die wichtigste Angelegenheit des Lebens, über den Tod blicken und Rath und Belehrung schöpfen können für einen Wissenstrieb, den sie selbst ohne Zweiflerin zu seyn heftig fühlte. So werden schwächere Naturen, überhaupt die Laien immer dadurch ihren Glauben stärken, daß sie auf Männer blicken, die die Wissenschaft ergründet haben und dasjenige gewiß beweisen können, was sie nicht fassen können. Wir wissen wohl, daß Gott ist; aber es giebt tiefe Denker und stolze Philosophen, die werden doch wohl wissen, wie er ist. So denken wir.

Herr von Magnus faltete jetzt seine Hände, die eben die Seraphinens gedrückt hatten, und sprach mit weicher Stimme: „Ich weiß, daß es eine Zukunft für uns geben muß, aber ich

weiß nicht, ob wir sie fühlen werden. Mein gutes Kind, das ist schwere Arbeit, den Vorhang vom Allerheiligsten aufzuheben. Ich hab' es vielfach versucht und bin immer auf einem doppelten Wege gewesen, wo immer das Resultat dasselbe war, die entgegengesetzte Richtung meiner Denkmethode mich aber beunruhigte."

Für Seraphinen war das freilich schwer; aber dennoch sagte sie: „Ei, wenn Sie's nur fassen!"

„Nein, meine Gute," fiel Herr von Magnus ein, „nein, das ist erschrecklich zu sagen: Dies ist so, weil Jenes schwarz ist: und dann wieder sagen: dies ist eben so, aber darum, weil Jenes weiß ist. Sie verstehen mich nicht. Ich will es sagen. Zwei Gedanken wohnen in meiner Brust, die mich heben, die mir sagen: Mensch, Du bist unsterblich! Der Eine heißt: Du bist es, weil Du Dich zu lebhaft als existirend fühltest, oder wie ein Denker sagte: Ich fühle allzusehr, daß ich bin, als daß ich je aufhören könnte, zu seyn. Liebes Kind, das ist ein großes Wort!

Das ist ein Spruch, der Mark in das Bewußtseyn seiner selbst bringt und es so stärkt, als könnt' es nie vergehen. Ich bin, ich lebe, ich trete hier mit meinem Fuß auf den Boden. Das ist Etwas, das ist eine persönliche Empfindung, die mir eine Garantie für die ganze Ewigkeit seyn kann. Weil ich jetzt lebe, weil ich's fühle, drum werd ich ewig leben."

Seraphine schwieg. Ihres begeisterten Freundes lange Gestalt hatte sich erhoben und stand ihr mit einem Unternehmungsgeiste gegenüber, der sie zu bedrohen schien. Es war aber nur die Vorstellung seines heroischen Beweises für die Unsterblichkeit, daß er die Hand ballte und sie mit kriegerischem Muthe anblickte. Das dauerte eine Weile: dann ließ er die Schnellkraft seiner Glieder wieder springen, sie schlotterten in einander und zogen ihn auf den Sitz nieder. Der Mann fuhr fort: „Ich weiß es aber, das ist eigentlich nur Trotz oder wenn auch eine göttliche Ahnung, wer baut mir die Brücke zwischen meinem Seyn hier und dort? Die Welt

wahrlich nicht, unser Dichten und Trachten auch nicht: überhaupt ist dies meine zweite Gedankenreihe: Aus dem Leben beweist Du nichts für den Tod, als daß er absolut ist! Der Unsterblichkeitsgedanke ist nur die ephemere, ja nur über Nacht dauernde Blüthe einiger unserer flüchtigen Daseynsmomente, die weniger dem Leben, als dem Tode, weniger dem Tage, als der Nacht angehören, wozu Traum, Ahnung und Sympathie zu rechnen sind. Wenn ich mich fühle wie ein Held, meinen Arm recke und recht auf das Leben trotze, so thut das in mir nur der Tod. Aber mein Träumen, mein Schmerz, mein Hinschwinden und Sterben, das ist, ja das ist die Ewigkeit."

Eine geheimnißvolle Pause trat ein, während welcher Seraphine unbeschreiblich litt. Sie hatte ihren natürlichen einfachen Glauben an eine dereinstige Begrüßung der Gottheit von Angesicht zu Angesicht, sie hatte aber dafür nichts zum Beweise, als das kleine längst schon dagewesene Gleichniß vom Schmetterlinge. Auch

fühlte sie wohl, daß dies Bild mehr für die Möglichkeit, als die Nothwendigkeit der überirdischen Zukunft spricht. Dann sammelte sie sich und sagte zu ihrem geachteten Freunde: „Wissen Sie aber nichts, das Hülfe schafft?“

Er blickte sie fragend an und ergriff ihre Hand.

„Ich weiß!“ sagte er triumphirend. „Beginnen wir die Unsterblichkeit früher, als wir uns in ihr täuschen oder sie bewahrheitet finden werden. Leben wir in der Ewigkeit schon da, wo wir nur noch in der Zeitlichkeit leben! O der schnöden Welt! Wie kommen wir darauf sie auszukosten recht mit Angst, daß es bald zu Ende seyn wird! Warum so gierig, nicht einen Tropfen davon zu verschütten, und es so lange hinauszudehnen, unser Nichtwissen, wie es der Leib nur tragen will! Weil wir Tod vom Leben trennen, so trennt uns der Tod vom Leben. Wir stehen uns selbst im Lichte der Unsterblichkeit. Ihre Wärme und ihr Glanz würde uns bescheinen, wenn wir lebten, gleich als lebten

wir nicht, und wären der Güter, die wir hoffen, daß sie kommen sollen, längst theilhaftig durch uns selbst. Wir sollen nicht so sehr an die Tugend glauben, auf daß wir selig werden; sondern wir sollen selig leben, damit uns die Tugend etwas Natürliches und Nothwendiges scheint. Die Unsterblichkeit liegt in eines Jeden Hand. Er beginne in dem Momente, wo er ihre Nähe fühlt, sie in sein Herz einzufangen; denn im Herzen wohnt sie, nicht in unserm ganzen Daseyn, das wir Egoisten immer mit ihr in Verbindung bringen. Gerade jetzt, in diesem Augenblicke, herrliches Kind, stirb; jetzt drücke die Augen zu, und nun du sie wieder aufschlägst, denke, du lebtest im neuen Leben, schon im Antlitze Gottes, und wir werden sterben einst, ohne daß wir fühlen, aufzuhören, ohne daß wir eine Fortsetzung verlangen, wir, die wir ja noch kein Ende in uns wissen!"

Der begeisterte edle Redner hatte Seraphinen, die nicht weniger ergriffen war, in dem Momente umarmt. Er verblieb eine Minute in

dieser Stellung und ließ sie dann von seiner Brust, die ihm leicht geworden war, wie einem Sterbenden. Er besann sich still auf Alles, was dieses kurze Gespräch von seinem Innern verrathen hatte, und richtete einen fragenden Blick auf die ihm wohlbekannte alltägliche Umgebung seiner Lage. Er stand dann auf und schritt gesenkten Hauptes in das Haus zurück. Sein Sacktuch blieb schon wieder liegen. Aber Seraphine war zu heftig bewegt, als daß sie es bemerkt hätte. Sie folgte ihm still nach.

Herr von Magnus wurde heute von Gefühlen gehoben, für welche man ihn abgestorben hätte glauben soll.... Auch traf alles Günstige an diesem Tage zusammen, um ihn über seine gewöhnliche Sphäre zu erheben und in einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Schwebe zu erhalten. Die philosophische Rührung der Morgenstunde verlor sich zwar ihrer Veranlassung nach bald in seiner kalten, zum Zweifeln überwiegend geneigten Brust. Die Theorie des Traumes als eines stetig für sich athmenden Le-

dens verwarf er sogar nach einigem Nachdenken, weil ihm einfiel, daß er kürzlich geträumt, er hätte eine alte Frau umgebracht, und daß er diese schreckliche That für sein geängstigtes Gemüth im Traume selbst dadurch gemildert hätte, daß er sich wie ein Wachender tröstete: es ist ja nur der Inhalt einer neuen Oper, die du nicht gesehen hast! In diesem allerdings sinnlosen Räsonnement, (sich durch etwas trösten zu wollen, das man nicht kennt,) sah er doch zu deutlich die Einmischung des Verstandes und des wachenden Bewußtseyns, als daß er über die Ansicht Seraphinens noch länger gegrübelt hätte. Die heutige Morgenverklärung seines Gemüths blieb aber auf ihm zurück und brachte seine Gedanken so lebhaft in Verbindung mit Seraphinen, daß in ihm das vertrocknete Herz sich auszufurchen und zu glätten begann, daß er in Zerstreuung minutenlang vor sich hinblicken und über etwas nachdenken konnte, das ihn auf seine Weise lächeln machte. Dazu kam, daß er eine in unerhört freundlichen Worten aus-

gedruckte Einladung zum Fürsten erhalten hatte. Er präsidirte einem kleinen Rathe, den sein Souverain zusammenberufen hatte, und setzte über mehre schwebende Fragen seine eigenthümlichen Ansichten mit allgemeiner Zustimmung auseinander. Später nahm er an der Tafel des Fürsten, dicht in seiner Nähe Theil und redete sich mit so viel Geläufigkeit in sein Glück hinein, daß er gegen Abend in sein Hotel zurückkehrte, fast übermüthig, den Mund unwillkürlich vor sich hin bewegend und noch lange nicht gewillt sich zur Ruhe zu begeben. Die Fenster seiner Frau waren, ob es gleich noch früh war, doch alle schon dunkel. Auch die Dienerschaft war nicht sogleich bei der Hand. Es fehlte überall an Pünktlichkeit und Voraussicht. Allein der Herr des Hauses merkte, da er seinen eignen Gedanken nachhing, wenig davon. In seinen Zimmern entkleidete er sich nicht. Er blieb in der Staatsuniform, mit der er vom Hofe kam. Er schritt unruhig und nachdenklich auf und ab und schien einen Entschluß fassen zu wollen,

wieviel Rücksichten er ihn auch kosten mochte. Er dachte an Seraphinen, er umfing sie in seiner Vorstellung mit einer Leidenschaft, die er für Frauen nie empfunden hatte. Je mehr er diese Vorstellung verfolgte, desto mehr verschwand zwar die sinnliche Beimischung, aber der moralische Zug verstärkte sich; er sehnte sich heftiger nach ihr, je weicher sein Gemüth wurde. Seine schnellen, entschlossenen Schritte, die er durch die Zimmer gemessen hatte, hielt er jetzt inne. Er setzte sich auf ein Ruhebett und sann über sein Beginnen nach. Er wollte noch diesen Abend zu Seraphinen gehen, nur um sie zu sprechen oder ihre Stirn zu küssen. Er war auch eben im Begriff, als ihm seine prunkende Uniform in die Augen glänzte. So nahst du dich nicht, sagt' er zu sich; so erschreckst du sie und verscheuchst durch diese irdischen und weltlichen Embleme den Genius, der mich schützen möge! Als nun aber die Pracht abgelegt und mit dem Morgenschlafrocke vertauscht war, erschien sich Herr von Magnus auf's Neue nicht in dem Lich-

te, in dem er erscheinen mochte. Er nahm zuweilen einen Kronleuchter und betrachtete sich im Spiegel, wie er sich wohl ausnehmen möchte, wenn er so plötzlich vor Seraphinen träte. Dann verwarf er sein Vorhaben gänzlich, dann wieder nur die Art, wie er sich darauf rüstete, endlich schlug es zehn Uhr. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Draußen war Alles still; er öffnete einigemal die Thür, sein Kammerdiener schlief. Er konnte nach vorn nicht sehen, ob Seraphine noch Licht hatte. Endlich faßte er Muth, sagte sich einmal laut vor, womit er seinen Besuch entschuldigen wollte, hielt noch einmal inne, weil es ihm war, als ging ihm die Besinnung aus. Du bist ein Thor! flüsterte er vor sich hin, stellte das Licht auf den Tisch und ging nun schnell zu Bett.

Er konnte aber die Augen nicht schließen. Sein Kopf glühte, das Blut flog ab und auf durch die zitternden Adern. Es schlug eilf Uhr. Er hielt sich nicht mehr, warf den Rock über und stieg leise mit der brennenden Kerze in das

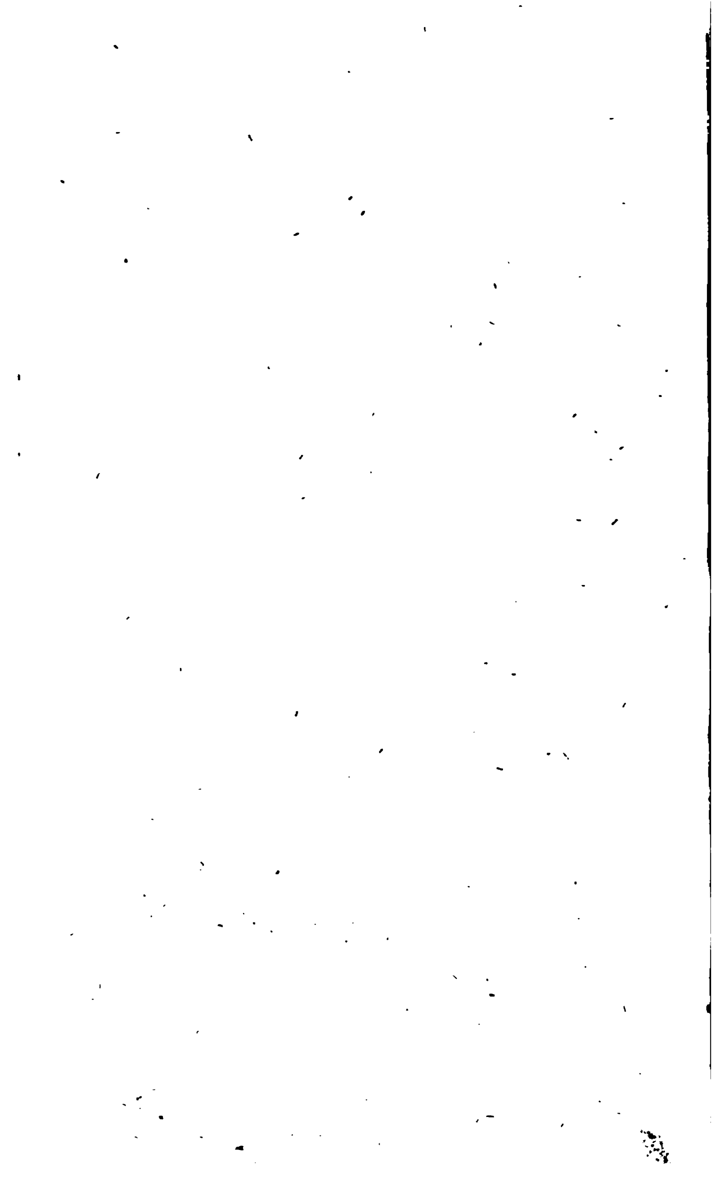
dritte Stockwerk hinauf. Nur auf Hintertreppen konnte man zu Seraphinens Zimmer gelangen. Endlich stand er vor ihrer Thür und setzte das Licht in eine Nische ab, weil er nicht mehr die Kraft hatte es zu tragen. Er horchte an der Thür: Alles war still. Durch eine Ritze fiel ein dünner Lichtstrahl hindurch. Er faßte jetzt einen Entschluß und klopfte mit allzugroßem Nachdruck an. Wie er öffnete und eintrat, schrie Seraphine auf und sank ohnmächtig zurück. In der Lage, wo sich die Arme befand, mußte sie durch die nächtliche Erscheinung der langen Gestalt, die gegen das draußen in der Nische stehen gebliebene Licht ein gespenstisches Lüstre erhielt, auf das Heftigste erschreckt werden. Herr von Magnus sank zurück auf einen Stuhl als er näher getreten und die Scene verstanden hatte. Sein Kind Antonie lag auf einem Ruhebett, Seraphine zu den Füßen der Sterbenden. Die Augen waren gebrochen. Er legte seine Hand an die Wange, sie war todtenkalt. Diese Kälte fuhr ihm wie ein elektrischer

Schlag durch die Glieder. Es war nicht das Entsetzen über den Tod seines Kindes, (daß er dies nicht sogleich fühlte, lähmte ihn schon); sondern das Entsetzen, seinen Ungestüm so gestraft zu sehen. Seraphine erholte sich, da sie ihn erkannte. Jetzt brach sie erst in Thränen aus. Sie hätte am Tage, erzählte sie, vergebens zur Mutter geschickt, und ihr die traurige Wendung die das Befinden Antoniens nähme, angezeigt, aber keine Antwort erhalten. Sie wäre hier oben ganz verlassen gewesen und hätte es erst vor einigen Minuten, als es klopfte, gefühlt, daß Antonie gestorben sey. Die Furcht habe sie verhindert, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, um Hülfe zu holen. Herr von Magnus sprach nichts, sondern blickte sie nur starr an. Sie ergriff aber seine Hand und zog ihn von dieser Stätte, wo eben der Tod gewesen und sich ein Opfer geholt hatte, krampfhaft hinweg. Der Vater hatte keinen Willen mehr. Er machte nicht einmal Anstalten, die Dienerschaft zu beleben, sondern nahm Seraphinen mit sich hin-

unter, wo sie neben demselben Zimmer schlief, wo er. Beide kamen sich wie Träumende vor und erst am nächsten Morgen lag beiden die Last einer unwiderruflichen Wahrheit schwer genug auf den Herzen.

Herr von Magnus hatte noch eine andere zu tragen. Ein gnädiges Handschreiben des Fürsten — entließ ihn von seiner Ministerstelle.

Fünftes Buch.



Der Herbst, einem regnerischen Vorwinter folgend, brachte noch einmal wieder die Täuschung des Sommers. Lessings Wunsch, die langweilige grüne Natur auf einmal roth zu sehen, verwirklichte sich; denn immer gelber, rother und brauner färbte sich das nur noch mit mattem Stiele am Stamme haftende Laub. Giebt es im Herbst doch Büsche, welche auf der einen Seite ihrer Blätter zinnoberroth aufgetragen sind, so daß man sich wohl eine Fabel ersinnen möchte, wie auf den höhern Bäumen, welche dies wunderliche Strauchwerk beschatten, vielleicht ein Paradiesvogel einst gesessen, der vom Pfeile getroffen, sich schmerzlich hat verbluten müssen und so die untern Bäume bemalte. Thörichte Vorstellung!

Aber der Schmerz, den sie ausdrückt, bezeichnet die Hingebung des Menschen an die scheidende Naturgewalt, wie er die letzten Abendblicke der bald zum Schlummer sich wendenden Elementarkraft noch zu haschen sucht. Mit stillem Schmerze wandl' ich durch den Herbst und zähle bedächtig von Tag zu Tag, wieviel die Nacht schon wieder hinwegraffte, bis es mit einem Sturme, mit einem Regenschauer, mit einem Nachtfroste um Alles geschehen ist und dein Blick am Morgen erschrickt, nur kahle, winterliche Zacken noch zu finden. Es ist ein Todesfrösteln, das dich dann befällt, der Schauer einer Einsamkeit, wo wir die Uhr zu hören vermeinen, welche durch alles Lebendige ihre Minuten und Stunden pocht und eine Welle nach der andern aus der zukünftigen Ewigkeit in die vergangene schleudert!

Einige Meilen vom Schauplatze des vorigen Abschnittes entfernt, besaß Herr von Magnus ein Landhaus, das er diesmal statt zum Sommer-, zum Winteraufenthalte machen wollte. Es

widerstand ihm, noch länger an einem Orte zu bleiben, wo er eine so plötzliche und auffallende Zurücksetzung hatte erfahren müssen. Er wollte in der Einsamkeit seine Unzufriedenheit begraben. „Bist Du so erfroren," sagte ihm zwar Julie, „daß Du nur im Schnee Dich glaubst wieder erwärmen zu können?" „Wir werden einheizen lassen," hatte Herr von Magnus entgegnet, und damit kurz erklärt, daß auch seine Gattin von seinem Tomi werde Theil nehmen. Sie hatte ihn darauf scharf angeblickt; aber er gab nur noch die kurze Erklärung, daß sie in vier und zwanzig Stunden schon fahren würden.

Jetzt war er auf seinem Gute, das sie nach einer Reparatur des herrschaftlichen Wohnhauses Magnusruh getauft hatten. „Ja, Magnusruh!" seufzte der Gefangene von Ham, wie man ihn als einen Exminister nennen konnte. „Hier werd' ich noch die letzten Herbstfäden einfangen," erklärte er seinem Verwalter, „ich werde mich noch etwas um die Baumschule und die gute Verwahrung der Treibhäuser bekümmern, werde noch

einige Nußbäume schütteln, einen sogar, der mein Sarg werden soll, fällen lassen".... Hier schwieg er gerührt eine kleine Weile. Der Verwalter trocknete sich das Auge. „Und dann" — fuhr er mit leichter Stimme fort, „verriegl' ich mich im Schlosse. Ich habe meine Bibliothek herausgebracht, ich werde viel lesen, vielleicht auch etwas schreiben, aber anonym, ohne Ehrgeiz: ich werde über Ministerverantwortlichkeit schreiben. Ja, ja, mein Lieber, so steht man so fällt man: Es ist Alles kugelrund in der Welt: wir auch! Man wird geworfen, wirft einige Kegel um, und wird wieder zurückgeworfen, ja, ja mein Lieber!"

Herr von Magnus erwartete kurz nach seiner Ankunft auf dem Gute mit großer Sehnsucht einen Brief. Er sollte von Seraphinen kommen und eine Einladung beantworten, welche an sie ergangen war, ihren frühern Beschützern zu folgen. „Sie kommt nicht," sagte der Pensionair, als er den Brief eröffnete, „und sie kam auch wirklich nicht. Sie schrieb, daß sie dafür gesorgt

hätte, Antonien dem Range ihres Vaters angemessen unter die Erde zu bringen, fügte aber hinzu, daß ihr das Zusammenleben mit einer Mutter, die vor dem Kranken- und Todtenbette ihres Kindes fliehen könne, zuviel Grauenhaftes hätte! „Ich bin nicht fest gegen Gespenster,“ schrieb sie mit Bitterkeit; „das wissen Sie selbst, Excellenz, als Sie in jener entsetzlichen Nacht in mein Zimmer traten! Lassen Sie mich nur auf den Wogen weiter treiben! Mein Leben rettet sich schon; wo nicht, so drückt mir gewiß Jemand die Augen zu, der Mitleid hat. Bei Ihrer Gattin möcht' ich nicht leben; denn sie würde mich hassen, da ich sehr oft an einem steifen Halse leide.“

Der Empfänger dieses Briefes drückte ihn zusammen und machte eine Miene, als wollt' er auf ewig eine Erinnerung von seiner Stirn wegwischen. Sie war aber nur flüchtig und machte andern Gedanken Raum, die sich beeiferten, in seiner Betrachtung die Oberhand zu gewinnen. Es war seit einiger Zeit an ihr sichtbar, daß er außerordentliche Aufmerksamkeit auf seine Gattin

verwendete, wo er nur konnte, ihr in den Weg zu treten, und sich ihr zu einem solchen Bedürfniß zu machen, wie sie in dieser Einsamkeit es vielleicht für ihn war. Sie wich ihm aber aus. Das erhitzte ihn. Sie hing sich wie immer an Arthur, der dem ehemaligen Minister auf einige Zeit folgen mußte, um mehre Geschäfte der alten Verwaltung mit der neuen zu vermitteln und Vieles, was sich unter Herrn von Magnus als erledigt ausgegeben hatte, schnell nachzuholen. Diese letzte Verbindung schürte vollends seinen Unmuth. Die Eifersucht, die ihn zu beherrschen anfing, war um so leidenschaftlicher, da sie aus dem Gefühl der Rache hervorging. Er wollte jenen nächtlichen Gang zu Seraphinen, dessen er sich schämte, an seiner Gattin rächen, und sie zwingen, dieselben Schranken anzuerkennen, die ihm eine ungebundene Neigung versperrt hatten. Er hatte gehört, daß auch Edmund noch einen Besuch auf dem Gute abstatten würde. Er entschloß sich, jetzt einmal die rauhe Seite seines Wesen herauszukehren.

Allein wie immer verfolgte ihn auch hier der Fluch des Lächerlichen. Er ließ seinen Groll an jeder zufälligen Begegnung aus, die ihm in den Weg kam. Er trug seit einiger Zeit einen langen Stock, den er nie ablegte, sondern ihn als eine Art von Waffe, gleichsam um sich einzuüben trug. Er strich in den Gebüschen des Parkes stundenlang umher, wenn er wußte, daß Julie und Arthur spazieren gingen. Begegnete er ihnen, so hieb er auf die Büsche ein, und schlug die Blätter derselben ab. Eines Tages waren Beide in eine entfernter gelegene Bergparthie gefahren, ohne daß er vorher davon wußte. Der Gedanke später, nicht sie allein, sondern sie beisammen zu wissen, ein Gedanke nicht der Eifersucht, sondern der Mißgunst spornte ihn so sehr, daß er in den Stall lief und sich ein Pferd satteln ließ. Der Reitknecht wurde blaß vor Schrecken, da seit Menschengedenken nie die Rede davon war, daß man Herrn von Magnus je auf einem Pferde gesehen hatte. Er ließ sich aber Sporen anschnallen und trieb mit

erstaunlicher Hast, daß der Mensch ein Ende machen sollte. Endlich versuchte er aufzusteigen und zwar auf gänzlich verkehrte Weise. Indem er nämlich an des Thieres rechter Seite den linken Fuß in den Steigbügel setzte, hätte er unfehlbar mit dem Rechten schwenken müssen und wäre auf diese Art mit dem Rücken an die Mähne und mit dem Antlitz an den Schweif des Thieres zu sitzen gekommen. Doch glücklicherweise besann er sich und stieg wieder herunter, um es richtiger zu machen. Der Reitknecht sahe nicht einmal darauf; denn dieser hatte schon lange seine Augen auf den Riemen des Steigbügels gerichtet gehabt, weil ihm die Länge desselben mit den Füßen des Herrn von Magnus schwerlich zu passen schien. Endlich hatte er aber doch eine Proportion zurecht schnallen können. Es ging, wenn man auch bedenkt, daß die Füße des Reiters beinahe das Knie des Pferdes streiften. Endlich setzte sich Herr und Diener in Bewegung. Der Erstere flog jedoch von dem Trabe bald so in die Höhe, daß ihm

die Steigbügel entglitten. Sich fester an das Pferd anklammernd, hielt er diese auch für unnöthig. Den Zügel gab er ebenfalls bald preis und zog es vor, die Mähne des Pferdes an dessen Stelle zu gebrauchen, wie fatal ihm auch das fortwährende Ueberfallen seines Körpers auf den Hals des Thieres war. Ging das letztere etwas zu stark, so rief Herr von Magnus sogleich Brr! rückte sich dann zurecht, suchte auch wieder einen Steigbügel aufzuangeln und versuchte den sauern Ritt auf's Neue. Herunter fiel er nicht, denn er hätte eher dem Pferde die Mähne ausgerissen, als sein Gleichgewicht verloren. So kam er denn endlich auf einer Anhöhe an, wo er die beiden pittoresken Reisenden vermuthete. Zu seinem Schrecken aber sahe er in der Ferne schon, daß sich ihre Anzahl auf drei vermehrt hatte und daß Niemand anders als Edmund der neue Ankömmling war. Ein lautes Gelächter und Bewillkommen empfing ihn, als er den Berg hinauf ritt. Ein solches Bild hatten sich alle Drei nicht träumen lassen. Julie fand diese Kühn-

heit an Herrn von Magnus so liebenswürdig, daß sie von der Ruhebank unter einem schon halb entblätterten Eichbaume aufsprang und Herrn von Magnus selbst von seinem Gaule herunterhalf.

Edmund besaß zuviel natürliche Bescheidenheit, als daß ihm der Pensionär einen unfreundlichen Willkommen hätte geben sollen. Man verwunderte sich über die zufällige Begegnung mit dem jungen Idealisten, der unten auf der Landstraße gezogen und in seiner Verhüllung im Reisewagen von Arthur und Julien sogleich erkannt worden war. Einer Einladung konnte Herr von Magnus nicht ausweichen. Sie wurde gemacht und angenommen.

Von jetzt entspann sich zwischen diesen vier Personen ein gar wunderliches Verhältniß. Die jungen Männer betrachteten sich wechselseitig mit Mißgunst. Herr von Magnus hatte Ursache Beiden zu zürnen, bediente sich aber des Einen gegen den Andern. Man würde sich irren, diese Taktik seinem Feldherrngenie zuzuschreiben. Es war nur Gutmüthigkeit, daß er gegen den agi-

ren zu müssen glaubte, welcher grade um seine Frau war, und daß er sich dessen als Vertrauten bediente, der mit ihm Bundesgenosse zu sein ein eben so eigennütziges und ihm feindseliges Interesse hatte. Julie endlich war seit dem Sturze ihres Mannes weicher und schwächer geworden. Sie begann, als Weib zu fühlen, bedurfte Zuspruch und Theilnahme, und tauschte für beides, das sie von ihren jungen Freunden erhielt, wohl mehr an Empfindung aus, als sich mit ihrer frühern spröden Koketterie zu vertragen schien. Sie haßte ihren Gemahl um so mehr, als sie sich gestehen mußte, daß sie der Liebe bedurfte.

Herr von Magnus irrte unter diesen Umständen wie ein Träumender umher. Er stürmte auf Edmunds Zimmer und sagte: „Mein Freund, was soll ich von dem Benehmen Arthurs denken? Er ist die Seele meiner Frau. Was der fühlt und denkt, denkt und fühlt sie mit ihm! Sie fahren, sie reiten, sie gehen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht wenigstens sprechen hört. Ich bin bei le-

bendigem Leibe schon verschollen. Ich werde mir das Leben nehmen müssen."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte dann Edmund, dem die Begünstigung Arthurs das Blut ins Gesicht trieb; „es kann so schlimm noch nicht stehen. Sie zieht Arthur nur auf, sie spielt mit seinen Schwächen, sie" —

Ein Bediente unterbricht die stockende Rede des Eifersüchtigen, der den Eifersüchtigen trösten wollte. Julie wünsche mit Edmund zu singen, heißt es. Edmund eilt davon und Herr von Magnus muß sich die Hand vor die Stirn schlagen. Er läuft in den Garten und trifft Arthur, wie er mit den Gärtnern spricht, als wären es seine Untergebenen.

„Mein Freund," sagte Herr von Magnus zu ihm; „was soll ich von dem Benehmen Edmunds denken? Er ist die Seele meiner Frau. Was sie denkt und fühlt, fühlt und denkt sie mit ihm! Sie musiziren, sie zeichnen, sie lesen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht mit Augen sieht. Sagen Sie mir, ob

ich mir nicht das Leben nehmen muß, um diese Menschen glücklich zu machen?"

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte Arthur, den seinerseits wieder der Gedanke an Edmund in Harnisch brachte. „Sie zieht Edmund nur auf, sie" —

Er sprach dies gleichfalls nicht aus, sondern ließ den Unglücklichen stehen, um sich Juliens zu vergewissern. Herr von Magnus blieb einen Augenblick betroffen stehen, sah ihm nach und rief dann, vom Vorgefühl des Todes durchschauert, einige seiner Leute herbei. Er ging mit gräßlichen Vorstellungen um. Noch unklar darüber, wollte er wenigstens seinen Sarg bei Zeiten zimmern lassen und befahl, wie ein Ekstatischer so aufgeregt, einen Nußbaum im Parke zu diesem Zwecke zu fällen. Die Leute sahen sich an, folgten ihm aber mit Beilen und Sägen in den kalten, von Herbstblättern raschelnden Park. Mit mächtigen Schritten eilte er voran.

Inzwischen trat Arthur in die Zimmer Juliens, wo Edmund mit ihr **à quatre mains** musi-

zirte. Sie ließen sich beide nicht stören, sondern gaben Arthur Gelegenheit, ihnen Beifall zu klatschen, da sie vortrefflich spielten. Arthur hatte aber weder Sinn für die Musik noch für die Gerechtigkeit. Er lehnte sich an das Fenster und ertrug eine Vertraulichkeit, die er ohne Aufsehen zu machen nicht stören konnte.

Es waren Sonaten des alten Haydn, auf welche Edmund gern zurückkam, und die er, da sie von neurer Hand überarbeitet waren, auch Julien empfehlen zu können glaubte. Sie behauptete nun aber, nachdem sie einige Concerte beendigt hatten, daß noch viel Puder auf diesen Compositionen läge und daß, jemehr Takt in diesen Stücken wäre, Einem destomehr davon auf die Schultern falle.

Edmund fühlte sich durch diese Anmerkung gekränkt, und antwortete nicht. Julie war aber seither so milden Herzens geworden, daß sie ihren Widerspruch nicht fortsetzte, sondern Edmund sogar die Wangen streichelte und ihm sagte: „Es ist eine Musik für Blondköpfe.“

„Auch das ist nicht wahr," entgegnete Edmund, ohne auf die heftigen Schritte Arthurs zu hören. „Eher eine Musik für Krausköpfe; so etwas Schalkiges, Graziöses und wieder Gutmüthiges liegt in diesen herrlichen Klängen, die die Meisterschaft eines Mozart schon ahnen lassen."

Keines von beiden schien Arthurs Gegenwart bemerken zu wollen. Sie begannen eine neue Piece und hatten einige Sätze durchgespielt, als sich in den Nebenzimmern ein Geräusch näherte. Die Thür wurde aufgerissen und leichenblaß trat der Haushofmeister herein, eine schreckliche Nachricht mit ungewissen Lippen stammelnd. „O Gott, kommen Sie," rief er den Erschrockenen zu; „es ist ein Unglück geschehen! Der Herr ist von einem Nußbaum erschlagen, den wir im Park haben fällen wollen. Wir warnten ihn fortwährend, aus der Nähe des Baumes zu gehen, weil er leicht in dessen Fallrichte kommen könne. Er hörte aber nicht, bückte sich immer dahin, wo der Stamm eben über-

schlagen mußte, sagte sogar, der Baum solle sein Sarg werden, der Baum schlägt über uns mein Jesus! zerschmettert ihm den Kopf."

Arthur wollte hinausstürzen, um zu sehen, ob noch Rettung wäre. Aber Julie in dem Augenblicke der Gefahr die Anwesenheit des Nebenbuhlers nicht mehr ignorirend, sprang sogleich zu ihm heran, als bedürfte sie seines Schutzes, hielt ihn zurück und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig wäre, sie nicht zu verlassen. Da er zögerte, so klammerte sie sich an seinen Körper und zog ihn zurück, bei ihr, der alles Grause und Entsetzliche Fürchtenden, dazubleiben, als bedürfte sie eines Beschützers, nicht eines Trösters.

Edmund, von seinem weicheren Herzen getrieben, übersah diese Richtung, welche Juliens Angst nahm und überhörte, daß sie ihm, als er forteilte, um das Schreckliche zu sehen, nachrief: „Kommen Sie nicht wieder!" Er eilte in den Park, an die unglückselige Stelle, wo man den Entseelten eben auf eine Tragbahre legte, um ihn ins Schloß zu bringen. Der

herbstlich entblätterte Baum, hie und da noch eine Frucht tragend, lag weithin ausgestreckt, er trug eine Inschrift, die in das Holz geschnitten war, welche besagte, daß Karl von Magnus vor vierzig Jahren diesen Baum gepflanzt hatte. Edmund war so bewegt, daß er den Trägern nur mit Mühe folgte. Ein Diener des Hauses suchte, als man den Unglücklichen unter Dach und Fach gebracht hatte, einige wundärztliche Kenntnisse an ihm zu erproben; allein weder die Ader gab Blut, noch schien der gänzlich zerschmetterte Hirnschädel irgend eine Möglichkeit von Trepanation zuzulassen. Man mußte die Hoffnung aufgeben und trug den Verschiedenen in die der Gruft nahgelegene herrschaftliche Todtenkammer.

Edmund wollte zu Julien zurückkehren und ihr den Stand der Sachen berichten; allein sie ließ ihn nicht vor. Er fand dies ganz in der Ordnung, da er ihre Furcht vor aller Aufregung kannte und wollte sich zufrieden geben, als es ihm einfiel, nach Arthur zu fragen. Dieser

war noch immer bei Julien, hörte er. „Welche Schändlichkeit" knirschte er. Edmund konnt' es glauben, was er hier glauben mußte. Er hatte längst sich mit dem Gedanken vertraut zu machen gesucht, von Arthur verdrängt zu werden; aber er wollte wenigstens nicht freiwillig nachgeben, sondern sich für den schmerzlichen Verlust männlich rächen. Er wußte nicht, wie wunderbar seine Stellung zu Arthur war, daß sie ein stiller, unsichtbarer Genius, Seraphine, verband.

Ja, Edmund mußte sich sogar gestehen, daß der Verlust nicht einmal mehr ein schmerzlicher war. Er zog sich auf sein Zimmer zurück und hing seinen Gedanken nach. Weiblichen Gemüthern liegt ein gewisser Egoismus, der dieselben Aeußerungen mit dem Egoismus des Dichters hat, immer nahe. Diesen ergriff er und klagte sich selbst an, einem Wesen, wie Julien sein Herz zu opfern, dem Widerspruche seiner selbst, wie er sagte, meine Harmonie! Ihr Gleichmuth gegen das Unglück ihres Mannes, ihre Angst, sich aus

der Sphäre des Todes entfernt zu halten, schrecklich genug schon bei dem Hingang ihres Kindes bewiesen, machte sie ihm grauenhaft. Er hätte vor dem Wunsche, vom Tode ihres Mannes Nutzen zu ziehen, jetzt erröthen können. Allein er sagte sich, daß er ihn nicht einmal ziehen könnte.

Nur Arthurs Bevorzugung riß ihn wieder aus dieser Entsagung auf. Sich zurückgesetzt zu sehen, ertrug er, wenn nicht seiner Liebe zu Julien, doch seiner Liebe zu sich selbst wegen nicht. Jemehr er die Natur und äußere Erscheinung Arthurs prüfte, desto stärker regte er sich auf. Er ging sogar soweit, Arthur einen Adel vorzuhalten, den dieser zwar im Wesen und im Geiste, aber nicht im Namen hatte. Er war entschlossen, sich wenigstens die Genugthuung zu verschaffen, die ihm, dem Cavalier gebührte. Man verstehe aber wohl! Edmund war ein so guter Junge, daß er die Adelsideen nur deshalb in sich beschwor, weil sie ihm in dem Augenblicke den Satisfaktionsheißhunger gaben, den

er sonst, seinem Herzen und seinem Verstande folgend, nicht würde gehabt haben.

Am folgenden Tage war freilich all' seine Kräft schon hin. Ein weichmüthiges Verzeihen und Versöhnen kam in sein Herz. Er hätte sich selbst an den Haaren herbeischleppen müssen, um sich in die Situation seiner Entschlüsse vom gestrigen Abend zu versetzen. Was war es aber? Er verzieh Julien ihre gestrige Entfernung von ihm: er rechnete sicher darauf, daß sich heute das Gleichgewicht wieder herstellen würde. Allein er mußte erfahren, daß er sich täuschte. Er wurde auf's Neue nicht zugelassen. Er schäumte vor Wuth über diese infame Zurücksetzung, wie er sagte. Er schrieb sie nur dem Uebergewichte Arthurs zu und hatte ganz Recht darin: denn dieser behauptete seinen Vorzug und war immer in Juliens Nähe. Zwar schrieb sie an Edmund: „Ich kann Sie nicht sehen, Edmund, weil Sie keine Kraft haben, weil Sie blaß aussehen würden über das traurige Ereigniß, weil Sie endlich mich gar nicht schonen würden.“ Auch leuchteten

diese Züge mit einiger heimlichen Wärme in sein Herz und richteten ihn eine Weile auf; allein er war doch zuletzt aufrichtig genug, sie nicht anders als wie für eine Ablehnung seiner Nähe auf lange Zeit zu verstehen. Sogar Arthur schien ihm unschuldig; es quälte ihn, daß er sich auf eine dem Ehrenpunkte angemessene Weise aus dieser Lage retten mußte. Er schrieb noch den nämlichen Abend eine Ausforderung an Arthur.

Dieser hatte die Nothwendigkeit einer solchen Lösung ihrer beiderseitigen Rivalität längst vorausgesehen und sich schon im Stillen auf Waffen vorbereitet. Er nahm die Herausforderung ohne Groll oder Blutdurst an; er war selbst ergriffen genug von dem Drange der Umstände, die hier eine mathematische Nothwendigkeit schufen. Es war am frühsten Morgen, als Arthur und Edmund, beide ohne Zeugen, in einen nahe gelegenen Wald ritten. Ein dichter Herbstnebel lag auf der Gegend und entzog Einen dem Blicke des Andern, ob sie gleich, der Kälte wegen in Mäntel gehüllt, ganz nahe zu-

sammenritten: keine dreißig Schritte auseinander. Aus dem Wald bellte ihnen ein Hund entgegegen. Eine Stimme rief und pfiff ihn zurück. Edmund erkannte ihn. Es war derselbe Hund, den ihm einst Philipp abgelockt hatte. Das Thier erkannte auch Edmund und umwedelte den Reiter, indem es an das Gebiß des Pferdes bellend hinaufsprang. Es pfiff Jemand darauf stark und rief ihn zurück. Weiterhin lichtete sich der Wald und die beiden Reiter wurden, da sie sich schon längst gehört hatten, ihrer ansichtig. Ein gut gelegener wie absichtlich von Bäumen umschlossener Platz bot sich dar. Sie hielten an, stiegen ab, banden die Pferde an zwei Bäume fest und maßen stillschweigend die Entfernung. Eigentlich hatte Edmund die Waffen anzubieten. Es war schon wunderlich genug, daß sie Arthur unterm Mantel hervorzog und seinem Gegner, der die Augen kaum aufschlug, die Wahl ließ.

Sie hatten schon Positur gefaßt, als neben ihnen im Gebüsch sich etwas regte. Sie merkten jetzt erst, daß sie ganz nahe an der Land-

straße standen, die sich durch den Wald zog. Ein zweirädriger Karren fuhr vorüber mit einem grauen Verdeck. Der Hund saß oben auf dem Verdeck und bellte herüber. Aus dem Korbe aber sah man eine Peitsche hängen, die ein unansehnliches, schwaches Pferdchen zur Eile antrieb. In dem Augenblicke sah aber ein weiblicher Kopf aus dem Takelwerk des Wagens hervor, es war Seraphine. Wie Arthur und Edmund ihrer ansichtig wurden, ließen sie die Waffen sinken und blickten sich fragend an. Seraphine, die die Scene wohl verstand, griff in den Zügel und wehrte eine Hand ab, die sie zurückhalten wollte. Im Nu war sie dem Käfig entsprungen und eilte zu Arthur und Edmund, die sich zurückziehen wollten. Sie wußte, soviel Worte ihr auch auf dem Munde lagen, doch keines davon auszusprechen und blieb wie erstarrt auf dem Boden angewurzelt, da sie jetzt erst die beiden sich bedrohenden Gestalten erkannte. Edmund tritt näher heran und ruft: „Seraphine!“ Sie lehnt sich aber, da auch Ar-

thür heranschreitet, an einen Baum und bricht in heiße Thränen aus. Diese peinliche Situation währte einige Sekunden, bis sich Arthur an Edmund mit der Frage wandte: „Kennen Sie die Dame?“ Seraphine blickte auf und richtete ihr Auge so fest auf Arthur, daß er die Frage kaum beenden konnte. „Ob wir uns kennen, Seraphine!“ ruft Edmund mit allem Schmelze seines edlen Gemüthes aus. Seraphine wußte nur zu antworten, indem sie seine Hand drückte und auch die des kalten, spröden Arthurs zu erfassen suchte. Dieser Moment währte einen Augenblick: die Pistolen entglitten den Händen der beiden Männer. „O liebt Euch!“ sagte Seraphine mit krampfhaft erstickter Stimme; „liebt Euch! Ihr seid Eins, Eins in mir, haßt Euch nicht!“ Ach, es war eine Welt von Erinnerung, die auf diesen drei Seelen lastete. Sie blickten sich stumm an, ohne daß Eines recht die Rührung des Andern verstand. In dem Augenblick fing Philipp an, lebhaft mit der Peitsche zu klatschen. Er rief

seinen Hund, der sich unter die Scene gemischt hatte, schien aber mit seinem Pfeifen weit mehr Seraphinen zu meinen. Sie verstand auch seinen Ton, drückte noch einmal den beiden Männern die Hand und wandte sich mit lautem Schluchzen dem Wagen zu. Philipp, der sich selbst nicht sehen ließ, hob sie herein, der Hund sprang auf das Verdeck, das er über Kisten und Koffer, die hinten aufgepackt waren, leicht erreichen konnte, und die kleine Karavane zog von dannen. Man hörte noch Seraphinens Weinen bis tief in den stillen Forst. Kein Vogel sang. Keine Blume duftete am Wege. Ein starker Windhauch hob die Herbstblätter von der Erde auf, und trug ihrer eine raschelnde Wolke den Davonziehenden nach.

Die beiden jungen Männer aber, von denen nur Arthur die Lage der Dinge recht übersah, lächelten sich schmerzlich an, bestiegen ihre Klepper und ritten aus dem Walde nach dem Schlosse zurück. Als sie es in der Ferne liegen sahen, kam Arthur zu Edmund heran und sagte:

„Es ist Alles eitel in der Welt, lieber Freund: wollen wir noch einmal auf Magnusruhe einkehren?“ „Wie Sie wollen, Herr von Oppen, ich habe da eigentlich nichts zu suchen!“

Edmund, lächelnd, um seine Beschämung zu verdecken, entgegnete: „Ich hole mir wenigstens mein Gepäck und meinen Wagen.“

„Gut,“ sagte Arthur, „wir theilen den letztern und fahren zusammen nach der Residenz zurück.“

Allein es lag im Schooße der Götter nicht, daß sie so leichten Kaufes hätten sollen davon kommen. Es war ihnen noch eine Katastrophe aufgespart, die sie in ihren Vorsätzen gründlich bestärken mußte, ein Erlebniß, das grauenhaft vor ihre Augen treten sollte, Niemanden aber mehr vernichtete als den Stolz, den Leichtsinn und die Gefühllosigkeit des Weibes, um dessen Gunst sie gewetteifert hatten.

Sie waren nämlich kaum bei dem Schlosse angekommen, als sie im Wohnhause, im Hofe, wo sie ihre Pferde abgaben, eine wunderliche

Aufregung der Dienerschaft wahrnahmen. Nach der Ursache derselben fragend, antworteten ihnen die Einen, daß der selige Herr spuke, die Andern, daß er von den Todten auferstanden sei. Der Haushofmeister kam ihnen entgegen und erklärte ihnen: „Sie wissen, meine Herren, wie viel Noth wir hatten, das Blut am Kopfe des Seligen zu stillen. Indem wir ihn vorgestern in die Gruft trugen, zog sich aus dem eilig besorgten schlechten Sarge, welcher aus dem unglückseligen Baume gezimmert wurde, eine Spur davon durch das Haus entlang, die ich gern getilgt hätte. Wir fangen damit heute an und sind schon dicht am Gewölbe, als sich ein plötzliches Stöhnen vernehmen läßt, das sicher aus der Gruft kommen mußte. Ich fasse mir ein Herz, stoße die eiserne Thür zurück, ach," unterbrach sich aber der Erzähler, „dort kommt die Frau Baronin selbst."

Julie wurde nämlich von mehren Dienern eine Stiege hinunter geführt. Halb ohnmächtig schritt sie dem Gewölbe zu, ohne ihre beiden

Freunde zu sehen, die sich anfangs zurückzogen und dann langsam nachfolgten. Als Julie zögerte, rief ihr ein Geistlicher zu: „Sie müssen! Er verlangt nach Ihnen. Er will mit Ihnen allein sprechen und nur im Gewölbe; alle guten Geister loben Gott den Herrn."

Es war im Gewölbe finster und schwül. Fackeln erhellten den grauenhaften Raum und ließen rings die aufgestellten Särge der Ahnen des Hauses sehen. Julie wankte an den jüngsten dieser Aschenbehälter. Ihre Blicke fallen auf den Todtgeglaubten, auf eine Verbindung, mit der sie niemals Gemeinschaft gehabt hatte und die jetzt ein so grausam erregendes Recht auf sie ausüben wollte. Es ist Herr von Magnus, der in einem langen Sarge, mit gräßlicher Entstellung seiner Gesichtszüge daliegt. Der Auferstandene hängt kaum mit einem Faden am Leben; aber der Faden wirbelt sich immer dichter zusammen, das Bewußtsein leuchtet immer glänzender aus den starren Augen. Er erblickt jetzt Julien und winkt sie mit matter Hand.

„Ich stand schon an den Pforten der Ewigkeit," sprach er ganz leise zu ihr. „Diese Sinne, welche jetzt allmählig in meine auflebenden Nerven zurückfließen, tasteten schon in dem unendlichen Raume der Unsterblichkeit, wie ein neugeboren Kind sich an die Welt gewöhnt. Ich lag wie ein Säugling an einer überirdischen Mutterbrust und sog mich am Himmel zum Himmel auf. Muß nun aber zurückkehren in diese elende Welt! Der Ast, an dem ich mich anklammerte, um einige Zoll hoch über die Erde zu kommen, brach. Ich werde mit der Minute kränker, d. h. menschlich geredet, gesunder, kräftiger: ich fühle, daß ich sterben, ich meine menschlich geredet, daß ich leben kann. Ich will leben. Du seufzest? Nun, Julie, ich will also nur leben, wenn Du willst. Darum rief ich Dich. Willst Du mein Siechthum nicht verachten? Willst Du Dich durch den Anblick meiner Leiden rühren, und Neigungen entsagen, die zwischen mir und Dir die Scheidewand gewesen? Sprich, ich verlange Nichts,

das Du geben müßtest. Rück' ich in diesem Kasten nur ein wenig höher hinauf und presse mein offenes Hirn an die Kopfwand, so bin ich hin! So ist jetzt Leben und Tod in Deiner Hand; sprich!"

Arthur, der dies hörte, bekam so großes Mitleiden mit der gefolterten Frau, daß er hinzutreten und sich einlegen wollte. Edmund aber und der Pfarrer hielten ihn zurück. Der Letztere trat selbst vor und vermittelte. Aber der zwischen Tod und Leben Schwankende rief: „Keine Fürsprache will ich! Nur die Stimme des Herzens und der Pflicht soll entscheiden. Habe ich kein Recht mehr, dann fahre wohl, Welt, was soll ich hier?"

Als aber Juliens Thränen flossen, so laut, daß der Scheintodte sie hörte, hielt er selbst inne sie zu quälen. Er wünschte hinauf getragen und von einem geschickten Arzte, der jeden Moment erwartet wurde, behandelt zu werden.

Indem man hiezu Anstalten machte, zogen Arthur und Edmund sich zurück. Ihr Wagen

war inzwischen gepackt worden. Sie fuhren zusammen nach der Residenz zurück, im Anfang ernst genug gestimmt, bald aber heitrer und zuletzt über den Contrast der komischen Art des Herrn von Magnus mit der fürchterlichen Alternative in dem Nußbaumholzsarge sogar zum Lachen gestimmt.

Zwei aber gab es hinfort, die nicht mehr lachten: Seraphine und Julie. Diese hielt treulich den harten Winter auf Magnusruhe aus, und pflegte die Genesung ihres Mannes, die sich langsam aber mit guter Hoffnung anließ. Herr von Magnus mußte fortan eine feine silberne Hirnschädelplatte tragen. Er ging gebückt und war jeder kleinsten Veränderung der Temperatur auf das Empfindlichste ausgesetzt. Julie trug ihr Schicksal mit bewunderungswürdiger Entsagung. Sie hatte zum ersten Male in ihrem Leben dem Schrecken ins rollende Auge geblickt, jetzt ertrug sie sein Drohen, sie zitterte nicht mehr vor dem, was sie früher nicht hätte tragen können. Mit der Aufopferung einer An-

tigone führte sie einen Mann, der alt genug war, um ihr Oedipus zu seyn, durch den kurzen Lebensrest, den er noch zu verwenden hatte. Oft konnte man beide an öffentlichen Orten, auf Promenaden sehen, wo sie aus dem Wagen stiegen, und die gebückte Gestalt des unglücklichen, jetzt aber der Welt, ihren Tendenzen und Systemen gänzlich abgewendeten Mannes sich in den Arm seiner fröhlich blickenden und in die Fügung still ergebenen Gattin hing.

Weniger trostreich gestaltete sich Seraphinens Loos. Philipp war in der Haft verwildert und besaß nichts mehr von der feinen Zurückhaltung, die er sonst weit über seinen Stand hinaus gegen eine ihm gewisse Braut beobachtete. Von Nahrungssorgen gedrängt mißhandelte er sie und vernachlässigte seine Umgebungen. Seraphine verkümmerte in der Prosa ihres jetzigen Daseyns. Muß man auch zugestehen, daß sie sich oft ihrer Verhältnisse überhob und Philipp den ganzen Adel ihrer Seele selbst mit unangemessenem Stolze empfinden ließ, so

fügte sie sich doch in Freunde und Verwandte, in Kundschaft und Gönnerschaft. Aber was vermochte sie! Ihre bestimmten Aeußerungen kränkten die Nachbarn mehr, als sie diese gewannen. Bald hieß es von ihr, sie trüge große Ideen im Kopf, bald entdeckte man als Folge derselben ökonomische Nachlässigkeiten, Unordnung des Costümes, niedergetretene Schuhe, offenherzige Strümpfe, allzu spät gemachtes Haar, hundert Handhaben für Verläumdungen, die zuletzt systematisch wurden. Wusch sie, so wurde das Weißzeug gemustert, ging sie auf den Markt, so kaufte sie das Schlechteste, und bezahlte es am theuersten. In dem kleinen Kramhandel, welchen Philipp etablirt hatte, beobachtete sie kein Maaß und Gewicht, sprach heute mit den Kunden nicht, und hielt sich morgen wieder so lange mit ihnen auf, daß sie das Innre des Hauses vernachlässigte. So schwankte sie von Extrem zu Extrem und verlor allmählig das Gleichgewicht ihrer selbst. Sie genas eines Kindes, das bald ausathmete. We-

nige Wochen darauf folgte sie ihm selbst nach. Die Mißhandlungen ihres Mannes und ein Schmerz, den sie sich nicht erklären konnte, der aber fortwährend an ihrem Herzen nagte, hatten sie getödtet. Niemand, ihre von ihr weit entfernt gewesenen Geschwister ausgenommen, weinte über ihren Tod.

Und ich selbst? Du meine arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild Deines Lebens vor allem Volke aufzurollen und Dein gebrochenes Herz, als ein Kunstwerk! von Händen anatomiren zu lassen, die nichts daran schonen werden, weil sie es für Dichtung halten, da es doch eitel Schmerz und Wahrheit ist, Wahrheit die Du erlebtest und Schmerz den ich selber — soll ich nun Edmund oder Arthur seyn — mitgeduldet und mitgeschaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantasie, wenn Dichtung auch der Seele wirksamster und wahrster Athemzug ist, dann hatt' ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an Deinem Herzen auszuhauchen in

diese bunte Abwechselung von Zuständen, die sich poetisch vor mir abrundeten und der Hand des Künstlers nicht bedurft hätten! Nun schlummerst Du schon länger als ein halb Jahrzehend, bist Staub und Asche — was bin ich! Nicht einen Faden hab' ich noch, der mein Leben an Deine Jugend und jetzt Deinen Tod knüpfte, keine Erbschaft der Liebe, kein Testament eines letzten Blickes, keine Blume mehr, die Du vor mir, der Alles zerriß, retten konntest, nicht eine Zeile Deiner Hand! O unendlich, furchtbar weit ist Dein Tod und mein irrendes Leben geschieden. Du starbst ohne Ahnung dessen, was ich noch erstreben würde, starbst mit einem heitern Bild von mir vor Deinen das Himmlische suchenden Augen: und sahst keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich mit Mühe zum Lichte klimmen sollte — ach, dies Andersseyn, diese Umgestaltung drückte so mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte und einen Augenblick Alles, was ich bin und habe,

preisgeben, um mir Etwas zu verwirklichen, was jetzt ein Grab ist, ein kahles vielleicht, ein einsames, und was einst so blühendes und hoffnungsvolles Leben war! Wirklichkeit war es, wie das nächtliche Rauschen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papiere, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht schlägt! Es mußte abgethan werden. Jetzt, wo es geschehen ist, fällt die Thür der Vergangenheit wohl auf ewig in's Schloß. Sagt mir nicht, wo sie begraben ist! Sie ist hin! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Pflichten an mein Fenster pochen.

Druckfehler.

Seite 208 Zeile 6 v. u. l. Quinten statt 2ten.
— 336 — 9 = = l. Grausen st. grausam.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

